



Stadt Köln

VHS-Schreibwettbewerb 2024

Die Texte



VHS

Die Verfasser*innen in alphabetischer Reihenfolge nach den Nachnahmen

Nicole Albert
Fritz Johann Andrzejewski
Armin Bachhuber
Peter Baeumle-Courth
Ingrid Bahß
Franziska Bauer
Gabriele Bayer
Eva Beylich
Ursula Blass
Emil Boemer
Willi Boldt
Tina Boyce
Anna Buhl
Sofia Chautems
Rina Colaninno *
Sigrun Dahmer-Geisler
Monika Dietrich
Mareile Dube
Bernhard Ehlert
Kathrin Rothenberg Elder
Susanne Gantioler
Michaela Gawlick
Esther Hagemann
Henri Hirt
Inken Hübner
Rolf Hucke
Catharina Luisa Ilg
Verena Jütte
Svetlana Kabanova
Helmut-Michael Kemmer
Crista Knieps

Anne Krings *
Marina Krüger
Carola Leipert
Michaela Lohmeyer
Ruth Matthaei
Maike Nehls
Jürgen Osterloh
Sabine Otten
Sümeyra Özdas
Phyllis Quartey-Fuseini
Christina Reinemann
Sabine Rickmann
Silvia Rösgen
Kirsten Sängler *
Harald Schelenz Regina
Wolfgang Schriefer
Denise Schynol *
Monika Seyhan
Birgit Sonnberger
Walter Strupp
Jochen Stüsser-Simpson
Slavica te Kaat
Vasquez Vasquez
Andrea Voigt
Johanna Wagner

Vero Wendland
Michael Wenzel
Silke Wiegand
Sophie Wissing
Alice Wittrock

* Preisträger*innen

Dr Draum vun dä Hellije Drei Künninge

von Emil Boemer

Lang wore mir ungerwäs för dä Heiland zo finge,
ihm die Ihr zo erwiese un Jeschenke zo bringe.
Mir hatten keine Kompass, nur ne Stän met nem Schweif
dä trok vür uns her, jrad wie „Navi live“.
Su kome mir op nem Floß dr Rhing raf jedrive,
do es unsen Stän överm Dom ston jeblive.
Mir jingen an Land, durch Jässjer un Stroße
un wossten, op dä Stän könne mir uns verloße.
För m Dom stund ne Essel, dä schrie laut „i ah“
domet wolt hä uns sare „der Heilend ist da“.
Un boven im Toon, do bimmelten die Jlocke,
do simmer janz höösch en dr Dom ren jetrocke.
Dr Dom wor voll Engel un elfdausend finge
jerad an et ” Gloria in exelsis deo” zo singe.
Do loch dann dat Kind op Heu un op Stroh.
Maria un Josef betrachten es froh.
Mir drängten uns dorch bes janz noh vürre,
un brahten däm Kind Jold, Weihrauch un Mürre.
dann beuchte mir die Knee un neichten die Krone
un huldigten dem Heiland, dem jöttlichen Sohne



Jetzt komen zwei Hede, zwei jöxije Käl
dä eine hieß Tünnes, dä andere hieß Schäl.
Se woren wohl ärm, mer soh et inne an,
äver lahten n Fläsch Kölsch un nen halve Hahn
däm Kind en dr Krepp, en et Heu un et Strüh ,
mieh hatten se net, denn se komen vom Früh.
Un dann n Madam, met wallendem Jewand,
mir han se dereck als Frau Mühlens erkannt.
En dr Hand hatse e Fläschje met 4711,
dat jov se der Maria, un saht : he do it jour self.
Och ne Mann met nem Schneutzer kam hinger der Dame,
„Millowitsch“ saht hä, wär singe Name,
Hä warft dem Kind paar Kamelle, un saht:
Näh lurt ens dä Kläin, ach Jott es dä brav,
jof Maria e Bützje un röft : Kölle alaaf.
Als om Ovend dr decke Pitter ophoot zo brumme,
do sin mir Drei in die joldene Kest ren jeklumme.
Stell wood et im Dom, dat Dürche jing zo,
un do schlofen mir jetzt en himmlischer Roh.

Zusammen sind wir stark

Von Andrea Voigt

Zusammen können wir alles schaffen,
dann sind wir stark wie tausend Waffen.

Gemeinsam gehen wir Hand in Hand und stehen fest wie eine Wand.

Du schenkst mir so viel Kraft von dir
und ich steh nicht alleine hier.

Geschlossen gehen wir Schritt für Schritt
und ziehen so an einem Strick.

Wir halten demnach fest zusammen
und mit vertrauen stehen wir beisammen.

Vereint kommt uns je keiner nah,
denn wir sind füreinander da.

Zusammenhalt

von Sabine Otten

In einer Welt voller Dunkelheit und Licht,
ist Zusammenhalt das Band, man sieht es nicht.
Gemeinsam stark und Hand in Hand,
Stehen wir fest in der Mitte oder am Rand.
In schweren Zeiten, in Sturm und Not,
ist Zusammenhalt wichtig, wie das tägliche Brot.
Wir tragen Lasten, teilen Freud und Leid,
gemeinsam sind wir stark zu jeder Zeit.
Vom ersten Atemzug, zart und klein,
beginnt das Leben, ein Anfang kann`s sein.
Mit Händchen, die dich fest umfassen
Und dich nie mehr los dann lassen.
In Kindertagen, wild und frei,
spielen wir gemeinsam, woher du kommst, ist einerlei.
Freundschaften gedeihen im Leben weit,
zusammen sind wir stark und bereit.
Mit jedem Jahr, das vergeht wie im Flug,
wächst die Weisheit, der Lebenszug.
Zusammen, das ist nicht wegzudenken,
es ist das schönste der Geschenke.
Im Alter dann, gebrechlich und sacht,
Ist Zusammenhalt das größte Gut, auch in der Nacht.
Die Liebsten, nah am Lebensende,
sind die wahren Schätze, oftmals eine Legende.
Und wenn der Tod sie dann ereilt,
ist es der Zusammenhalt, der bleibt.
Erinnerungen, im Herzen fest,
so bleibt uns der Zusammenhalt bis zum letzten Rest.

Ein Rettich, ein paar Äpfel, ein Geranienstöckchen

von Michael Wenzel

Eine kommt hie und da und bringt Bohnen oder einen Blumenkohl.

Peter Bichsel, Pfingstrosen

Sie sitzt da, auf der Obstkiste.

Vor ihr ein Rettich, ein paar Äpfel, ein Geranienstöckchen.

Menschen fluten an ihr vorbei. Die Sonne lacht am Himmel oder Nebel hängt in der Straße.

Sie sitzt in der Häusernische, mit ihren dünnen Wangen und Lippen, auf denen das Lächeln festgezurrert scheint. Eine kleine, alte Frau. Sie schiebt auf der Decke den Rettich ein wenig nach vorne.

So sieht man ihn eher.

Am Morgen ist sie auf den Stadtmarkt gegangen, im festen Mantel, mit der Obstkiste, die Decke darin. Sie ging langsam an den Ständen entlang, manchmal blieb sie stehen.

Sie sagte kein Wort.

Man kennt sie dort.

Man hat ihr den Rettich hinübergereicht, ein paar angestoßene Äpfel, einen Salat, die äußeren Blätter schon welk. Auch zwei Geranienstöckchen hat sie in die Obstkiste gestellt.

Sie hat sich gefreut, wenn man ihr zunickte.

Einer hat ihr ein gutes Geschäft gewünscht.

Wünsche bringen Glück. Das hat sie wahrscheinlich gedacht, als sie ging.

Nun sitzt sie da, auf der Obstkiste, sitzt in der Häusernische, seit nunmehr zwei Stunden: für den Kopf Salat, ein Geranienstöckchen.

Kleine Bäumchen sind die Geranien geworden, man muß von ihnen sprechen. Neben ihr ist ein Schaufenster, in dem sich Ketten und Ringe reihen. Goldland steht in großen Buchstaben darüber. Die Nische bietet Schutz gegen den Wind, gegen den Strom der Menschen. Wenn die Sonne scheint, ist es dort fein schattig.

Sie lächelt in die Menschen hinein, die vorbeigehen. Dann schiebt sie den Rettich ein Stück zur Seite, nimmt das Geranienstöckchen auf den Schoß. Es ist recht schön, das Stöckchen. Es wird sich gut auf einem Balkon machen. Auch hat sie die Äpfel fein poliert, auf die angestoßene Seite gelegt, in einer schönen Reihe.

Wenn man sie anspricht, wenn man sie fragt: „Was kostet der Rettich?“ wird sie lächeln.

Sie wird kein Wort sagen.

Wer nichts sagt, macht keine Geschäfte.

Er darf unbehelligt in Nischen sitzen, ein Geranienstöckchen im Schoß, und vor ihm liegen auf einer Decke wie zufällig Äpfel und ein Rettich.

Wer das versteht, legt so nebenbei ein Geldstück auf die Decke, nimmt den Rettich oder zwei Äpfel, die angestoßen sind und die man daheim ausschneidet. Für zwei kleine Geldstücke nimmt man das Geranienstöckchen, nimmt es ihr aus den Händen. Man bückt sich hinunter.

Bestimmt wird sie nichts flüstern.

Sie lächelt weiterhin, die schmalen Lippen und die Augen halten es im Gesicht fest. Und dann schiebt sie den Rettich ein wenig vor, nimmt die Äpfel auf den Schoß.

Bis zum Abend werden sie weg sein.

Das spürt sie.
Und nun ist die Geschichte aus.
Die gute Geschichte. Die liebe Geschichte.
Die tröstliche Seele.
Die gute Seele.

Zusammenhalt in schwierigen Zeiten

von: Rina Colaninno

Was will er? Er will Krieg weil er nicht kriegt was er bekriegt
Und solange er es nicht kriegt, führt er Krieg bis er es kriegt
Und wenn er es dann durch Krieg kriegt, gibt's noch mehr Krieg
Weil er nicht genug kriegt. Denn Krieg führt zu Krieg
Um uns zu schützen beginnt das Wettrüsten wie im kalten Krieg
Was ich sehe im TV und im Netz –ich bin entsetzt!
Söhne und Töchter, es ist eure Pflicht
Für die Verteidigung, zur Bundeswehr, umso besser je eher
Langstreckenraketen, Flugabwehr und nukleare Waffen müssen her
Die Rüstungsindustrie reibt sich die Hände und wäscht sie in Unschuld
und bei mir reißt der Faden der Geduld
Ohne Gewissensbisse wird gekämpft verbissen
Kindern werden bei Kämpfen die Gliedmaßen abgerissen
Erniedrigt, geschlachtet und gemordet wird gewissenlos
Was ist in unseren Köpfen bloß los?
Ich will mir nicht vorstellen, wenn die USA Trump wiederwählen
Frankreichs Präsident will sich echauffieren und den 3. Weltkrieg provozieren
Es besteht politisch eine unausgewogene Balance
Rechtsextreme Parteien sehen ihre Chance
Wir leiden unter dem ständigen Druck der Bedrohung
Es ist die Zeit der Gewalt und der Verrohung
Und als wäre es nicht genug denn wir haben nur diese Erde
Kann der Gegner im Weltraum blind, taub und stumm gemacht werden
Laserwaffen, Killersatelliten und Cyberangriffe sind schon Vision
Willkommen in der Zukunft, das All als Schlachtfeld –die neue Passion
„Krieg der Welten“ ist keine Fiktion
Auf dass der Morgen auch noch Morgen werde
Bleibt Putin Präsident, der demokratisch Gewählte
Fühlt sich niemand dazu berufen
Nach friedlichen Lösungen zu suchen?
Diplomatie und Zusammenarbeit müssen im Vordergrund stehen
Um Konflikte zu lösen, den Frieden zu wahren aber nicht mit Armeen!
Statt in Waffen sollten wir in Bildung und Entwicklung investieren
Und den Schutz der Umwelt forcieren
Nur so können wir eine Zukunft schaffen
In der unsere Kinder ohne Angst vor Krieg und Zerstörung aufwachsen
Unsere höchste Priorität, das ist der Plan
Wir haben mehr Träume als die Realität vernichten kann
Und solange ein Funke unser Herz erhellt
Geben wir die Hoffnung nicht auf, auf eine bessere Welt !

Gemeinsam stark - Mein Text zum Zusammenhalt in schwierigen Zeiten

von: Fritz Johann Andrzejewski

MENSCHLICHKEIT, EINE BRÜCKE, DIE KULTUREN VERBINDET – ZUSAMMENHALT!

Issam,
du, mein Freund
aus dem fernen Ägypten,
deine Augen sie glänzen
wie deine Haut -
schön, dunkel und warm,
von viel Sonne gefärbt.
Wir beide trafen zusammen,
am Rheinufer von Köln.
Ich war gestürzt, verletzt,
hatte mich verschätzt,
fühlte mich hilflos,
über meine eigene Schwäche entsetzt.
Viele gingen vorbei -
du kamst mir zur Hilfe.
Ehemals Fremder,
bist heute mein Freund,
belächelst nicht meine Grenzen,
du nicht, du, mein Freund!
Deine Kultur sie verbindet,
zu meinem Glück bist du hier,
fremder Mann aus der Sonne,
Freund bist du mir.

Die Insel

von: Armin Bachhuber

Es war einmal, vor vielen Jahren
auf einer Insel weit von hier.
Da lebten glücklich und zufrieden,
alle Arten von Getier.

Leo der Löwe herrschte dort,
mit seinen 7 Löwenfrauen.
Sein Sekretär war Waldemar,
ein wenig eitel, der Kapaun.

Elefanten, Büffel, Nashorn, Eber,
der letztgenannte schlecht gelaunt.
Sagt auf einen: "Guten Morgen"
„Willst du mir den Tag versauen?“

Sehr freundlich grüßt die Weinbergschnecke:
„Bischen schleimig“ sagen die Raben.
Emsig sind dafür die Ratten,
sie wollen immer alles haben.

Dann gibt es Vögel und Insekten,
Frösche, Schlangen und den Luchs.
Auch die Intellektuellen,
um Beispiel Fritz, den alten Fuchs.

Und dann die ganzen Inselgänse,
haben sich ständig zu erzählen.
Schnattern über Stund' und Stunden,
wo dem Wort die Werte fehlen.

Aj, das Faultier, nicht vergessen.
Schläft am Tag, frisst in der Nacht.
„Nicht bewegen“, ist sein Motto,
„es reicht schon, wenn der Andere macht.“

So lebten sie jahrein, jahraus,
in meistens guter, trauter Runde.
Doch eines Tag's, vom Meer zurück,
kam Möwe Max, mit schlimmer Kunde:

„Eine Welle riesengroß,
rollt auf unsere Insel los.
Sie wird alles überschwemmen.
Tot und Elend wird sie bringen
und nichts wird sein, wie es heute war“

Schnell versammeln sich die Tiere
und Leo brüllt mit tiefem Bass:

„Wir halten alle fest zusammen
und ich weiß, wir schaffen das!“

„Wir bauen eine Mauer.
hoch und stark, so muss sie sein.
Die Welle wird sich daran brechen,
an dem Wall aus Holz und Stein.“

„Ihr Büffel, Bären, Elefanten,
mit eurer riesenhaften Kraft.
Holt Erde, Holz und große Steine,
das Fundament ist bald geschafft.“

Die Eule sagt: „Mit meiner Weisheit
erstelle ich den ganzen Plan.
So schnell es geht und sage euch:
Wer, wohin, wieviel und wann.“

Die Schlange sagt: „Ich winde mich
durch alle Mauerlücken
und kann dadurch den kleinen Kies
in alle Ritzen drücken“

Es meldet sich der ganze Staat
der Ameisen am Ort.
„Wir sind zwar klein, doch sind wir viele
und wir stehen zu unserem Wort.“

„Wo viele Hände Arbeit schaffen,
ist die Arbeit bald getan.
Rettung bringt uns nur die Einheit,
alle müssen heute ran.“

Aj das Faultier meint: „Nur gut,
dass ich ein Teil der Herde bin.
Macht ihr mal, ihr guten Tiere.

Ich bin jetzt müde, leg mich hin“
„Nicht handeln wider die Natur,
fördert das Gedeih‘ der Dinge.
Also tu ich, was ich immer tu,
auf dass das Werk euch wohl gelinge“

„Sterben einzig muss man,
alles andere ist freier Wille.“

Die Geier sind empört und schreien,
es brüllt der Leo und die Affen:
„Alle Tiere helfen mit,
wie kannst du Faultier da nur schlafen?“

Aj denkt: „Ach was, die packen das.
Ich leg mich jetzt auf meinen Baum.“
Kaum gedacht, schon macht er das
und sinkt in einen süßen Traum.

„Unsere Herde kann doch wohl
ein einzig‘ Faultier mit erretten.
Bevor die ganze Insel stirbt,
los Freunde bildet Rettungsketten.“

Der Wall der Tiere wächst und wächst,
doch wie die Zeit so schnell vergeht.
Stein um Stein und Holz um Holz
„Oh Gott, die Welle kommt, so seht.“

Hoch zum Himmel, das Verderben.
Alle Tiere, haltet stand.
Große Steine, kleine Steine,
Holz und Erde, Kies und Sand.

Stemmt euch alle nun dagegen,
von welcher Art ihr Getier ihr seid.
Die Welle bricht - „Wir schaffen das.
Wir sind schon fast soweit.“

Ein kleiner Stein im großen Wall
löst sich leise Stück für Stück.
Es wär‘ nur eine Kleinigkeit,
ihn zurück ins Loch gedrückt.

Doch keiner kann die Lücke schließen,
jeder hält an seinem Stein.
Weil einer fehlt in der Gemeinschaft,
nun dringt das Wasser doch noch ein.

Fast geschafft, nur eine Hand,
die fehlt, weiht uns dem Untergang.

Erst tropft es, rinnt es, dann ein Strom,
die Wassermassen ungehemmt.
Keiner kann es jetzt noch halten,
alle werden überschwemmt.

Oh, all die Müh‘ und Widerstand.
Umsonst – es bleibt ein tiefer Sund
und alles was uns teuer war,
liegt auf dem Meeresgrund.

Der Baum des Aj ins Meer gerissen
-er hat das alles ja verschlafen-
dreht sich in den Ästen um,

wähnt sich noch im sicheren Hafen.

Selig schlummert er dahin.
„Die anderen werden die Insel retten.
Ich schlaf mich erst mal richtig aus,
für die Arbeit gibt's ja Deppen.“

Und so wiegt der Baum im Meer,
die Sonne wärmt, ein Paradies.
Das Faultier wacht nun langsam auf
und merkt so langsam wo es ist.

„Oh, wo ist unsere Insel hin?
Das find' ich richtig ungerecht!
Die anderen haben komplett versagt,
darum geht es mir jetzt schlecht.“

Doch da ...ein Eiland ...ziemlich nah,
scheint die Rettung für den Aj.
Was er nicht merkt, von hinten an
kommt Horst, der weiße Riesenhai.

Allem kann ich widerstehen,
nur der Versuchung nicht,
mich von Herzen darüber freuen:
„Gerechtigkeit herrscht im Gedicht.“

Nur gemeinsam sind wir stark

von: Helmut-Michael Kemmer

(Verse A)

Unsere Zeit ist gekommen an dem wir die letzte Bastion des Widerstands erbauen.
Wir sind stark und erwacht. Wir lassen die Macht des Volkes von niemandem klauen.
Egal was man uns auferlegt, wir werden nie müde. Eure Lüge ist eure Sünde. Die
Wahrheit unser Belangen. Die Freiheit wollen wir zurückverlangen. Denn uns ist
vollkommen klar,
die Zeit der großen Veränderung ist da.

(Pre-Chorus)

Wir das Volk stehen auf, wir das Volk haben die Macht.
Wir das Volk setzen uns zur Wehr. Gebt acht.

(Chorus)

„Out of the Dark!“ -Wir sind erwacht.
Denn nur gemeinsam sind wir stark.
„Out of the Dark!“ -Es wird vollbracht.
Die Welt sie lebt und ist nicht karg.

(Verse B)

Und gemeinsam setzen wir uns zur Wehr, die Front des Widerstands! Vorn, links, rechts, in der Mitte und quer. Eure Zeit des Betrugs ist vorbei. Wir sind das Licht, die Wahrheit und der Respekt. Schulter an Schulter stehen wir zusammen und rühren uns nicht mehr vom Fleck. Schließ dich uns an, jetzt oder nie. Wir bilden eine Mauer der einheitlichen Harmonie.

(Pre-Chorus)

Wir das Volk stehen auf, wir das Volk haben die Macht.

Wir das Volk setzen uns zur Wehr. Gebt acht.

(Chorus)

„Out of the Dark!“ -Wir sind erwacht.

Denn nur gemeinsam sind wir stark.

„Out of the Dark!“ -Es wird vollbracht.

Die Welt sie lebt und ist nicht karg.

(Verse C)

Freiheit, Mut und Kraft sind unsere Instrumente. Selbstverantwortung, Liebe und Heimat verbinden unsere Werte. Unsere Visionen haben keine Grenzen. Lasst euch durch unser Lichtfeuer anstecken. Und die noch vielen Schlafenden erwecken. Wir fordern Transparenz in der Politik. Keine Ausbeutung soll es mehr geben, denn das ist ein Witz. Wir setzen uns ein für richtige Gerechtigkeit. Dafür kämpfen wir, dafür demonstrieren wir und dafür stellen wir uns auf die Beine.

(Pre-Chorus)

Wir das Volk stehen auf, wir das Volk haben die Macht.

Wir das Volk setzen uns zur Wehr. Gebt acht.

(Chorus)

„Out of the Dark!“ -Wir sind erwacht.

Denn nur gemeinsam sind wir stark.

„Out of the Dark!“ -Es wird vollbracht.

Die Welt sie lebt und ist nicht karg.

(Bridge)

Aufmerksam haben wir das Geschehen verfolgt. Und mit sehr viel Geduld euer Treiben vertragen. Niemand von uns wird dem mehr zusehen und das länger ertragen. Das Feuer lodert in uns, wir wollen es nicht löschen. Wir setzen ein ewiges Zeichen für unsere Nachkommen. Die Kinder und Frauen dieser Zeit müssen geschützt werden. Sie sind unsere Hoffnung.

|: *(Chorus)*:|2x

„Out of the Dark!“ -Wir sind erwacht.

Denn nur gemeinsam sind wir stark.

„Out of the Dark!“ -Es wird vollbracht.

Die Welt sie lebt und ist nicht karg.

Briefe an meine Schwester

von: Phyllis Quartey-Fuseini

Was bedeutet Zusammenhalt? Für mich und viele andere bedeutet es eine feste innere

Bindung zu einer Community, Clique oder Familie zu haben. Ich beschreibe den Zusammenhalt zwischen mir und meiner Schwester.

Wenn ich in den Himmel schaue und die Sonne meine Augen reizt,
wende ich mich ab und denke.

Ich denke an dich und schreibe dir Briefe, die ich dir niemals senden werde
Wir sind Schwestern!

Getrennt durch Kontinente, verbunden durch das Blut welches in uns fließt,
Erzählen wir Geschichten, die nie laut ausgesprochen wurden.
In dieser Welt, gespalten und doch vereint, Erleben wir das Leben, jeder auf seine Weise.

Deine Sehnsucht, ein Spiegel der meinen, Eine Brücke zwischen Welten, die nie ganz die gleichen sein können.

Du dort, wo Wurzeln tief in der Erde verankert, Ich hier, in Ländern, die uns nicht geboren haben. Beide suchen wir nach einem Ort, den wir Zuhause nennen können, Verloren zwischen den Seiten einer Geschichte, die uns beide schreibt. In dieser Stille meiner Nacht, unter Sternen, die auch über dir scheinen, frage ich mich, ob Freiheit nur ein Wort ist, Das jeder anders fühlt, je nachdem, wo er steht. Du denkst an mich und träumst von meinem Leben, das du glaubst zu kennen, Doch ich, ich träume von der Einfachheit eines Tages an deiner Seite.

Unsere Realitäten, sind getrübt von Träumen und Entfernungen, Sprechen von Liebe, von Verlust, von dem, was hätte sein können. In den Briefen, die ich schreibe, in der Stille, die mich umgibt, Finde ich Hoffnung, dass trotz allem, was uns trennt, Das Band, das uns verbindet, stärker ist als jede Distanz.

Du, meine Schwester, nicht nur ein Echo meiner Sehnsucht, sondern das Gesicht, das mir zeigt, was es bedeutet zu leben. Zwischen den Zeilen meiner Briefe, die ich dir nie schickte entdecke ich ein selbst kreierte uns neu, Verstehe, dass unsere Leben mehr verbindet, als es trennt.

In unseren Erfahrungen, unserer Seelen, Finden wir eine gemeinsame Sprache, die über Worte hinausgeht. So schreibe ich dir, in der Hoffnung, dass ich diesen Brief abschicke und du in meinen Worten liest, Nicht nur die Liebe einer Schwester, sondern das Versprechen, Dass, egal wie weit, wie unterschiedlich unsere Wege auch sein mögen, Wir immer verbunden bleiben, durch das unsichtbare Band, Das uns über Kontinente hinweg als Familie definiert.

In dir finde ich mich, und in mir, hoffe ich, findest du ein Stück von dir.

Appell

von: Jürgen Osterloh

Fahrrad im Halbdunkel der Straße.
Abgestellt.

So ergeht es vielen,
Dingen wie Menschen und
so manchem Tier.

Das Rad, es kann's ertragen.
Es weiß, sein Besitzer ist auf ein Gläschen
oder zwei dort, wo Räder nicht erwünscht sind.
Die Heimfahrt wird meist lustig.

Das ist anders –
als bei Alten, Kindern,
Katzen, Hunden, für die der Abstellraum
zur Endstation geworden ist.

Wollen wir uns verabreden?
Nicht um zu weinen,
nicht nur,
lass uns helfen.

Allein wären wir nicht,
es nähert sich eine Klingel mit Rad.

von: Susanne Gantioler

**zusammen
der welt leben schenken
der welt liebe schenken**

gespeichert in den
frauengenen
vergangener generationen

all das mutterwissen
all die mutterliebe

so schwach und doch so stark
all die mutterseelen

der welt leben zu schenken
oberste prämissen

kindern mutter zu sein
einzigster sinn

mutter aller mütter zu sein
innigstes verlangen

und

gespeichert in den
frauengenen
vergangener generationen

zusammenhalt in allen belangen

Zusammenhalt in Erinnerung an den 14.Juli 2021

von: Ruth Matthaei

Da kommen Wassergewalten,
der Boden kann sich nicht halten!
Alles sprudelt, fließt davon,
das Unheil nimmt seinen Lohn,
hinterlässt ein tiefes Loch,
alles weg, und doch, so doch!

Es ist nass, es ist kalt, alles bebt, alles zittert,
die Menschen kämpfen, erbittert.
Gegen den Wasserschlund haben sie keine Chance,
stehen am Abgrund, wie in Trance.

Sie verlieren alles, was ihnen gehört,
Geschichte, Heimat, was einst sie betört.
Worte fehlen, für die ganzen verlorenen Orte,
alles entrissen, ohne Worte.

Nur noch das nackte Überleben bleibt,
„Wo gehe ich hin?“ – der Gedanke treibt.
Wer außer mir hat es geschafft?
Das Herz erbebt in tiefer Nacht.
Wird man sich wiedersehen?
Und wann? Wird alles vergehen?

Zusammenhalt, Hilfe, Zuversicht,
alles fließt, alles hilft? Man weiß es nicht.
Ein Gefühl, es breitet sich aus,
unheimlich und fremd – ein neues Haus.
Was bringt die Zukunft, wird es halten,
der Zusammenhalt, der stets erzählt von den Alten?
Oder zerbricht, was uns verband,
leere Versprechen, zerrinnen aus der Hand?

Doch was man klagte, was man sprach,
zerfiel im Licht des neuen Tag.
Als alle wurden plötzlich wach,
hatten Hilfe und Zusammenhalt gesiegt,
die Zweifel für immer besiegt.

Das Miteinander, es zeigt sich klar,
wir können an uns glauben – ja, das ist wahr!

Gedankensekunden

von: Rolf Hucke

Ich nehme die Gedankensekunde,
...die Lebenssekunde ...die Er-Lebenssekunde eines Buckelwals von
...vor dem Auftauchen aus arktischen Gewässern,
...dem spüren des Nicht-Wassers ...dem folgenden Ansaugen von Atemluft bis
...zur Erwartung des wieder Eintauchens

und ich nehme die verschnarchte Traumsekunde,
...Hundekampf eines mexikanischen Tagediebes

und...die Schrecksekunde
eines Soldaten, der aus dem Krieg heimgekehrt und...unversehrt heimgekehrt mit
dem Auto unterwegs
von einem überholenden entgegen Kommenden mit dem Ende des Lebens bedroht
wird.

und ich nehme die gedankenlose Sekunde eines wartenden Reisenden auf der
Bahnsteigtreppe
von dem, für die Wartenden auf dem Bahnsteig, nur der Kopf mit
dem...gedankenlosen...Gesichtsausdruck zu sehen ist

auch nehme ich die Gedanken- und Bildsekunde des aus einem tabakgelben Fenster
mit an die Seite geschobener, rauchgelber Gardine blickenden Mannes, mit Vollbart
und Zigarette, der auf mich in meinem Fenster blickt, und dazu noch, um mich herum
ein halbes dutzend weiterer Fenster sieht.

diese gesammelten
Gedanken- Bild- und
Empfindungs Sekunden
lege ich foliengleich, ebenengleich,
mache alle fühlbar, sichtbar, denkbar und fühle, denke, sehe gleichzeitig:
gedankenlos, mit dem Tod bedroht
Traumsekunde Hundekampf, Nicht-Wasser, mich im Fensterdutzend.

Und rieche
...rauchgelbe Gardine,
rieche
...Bahnsteigtreppenaufgang
und schmecke
.....kaltes Salzwasser in der Nase und dann

vermenge ich meine Gedanken mit:

der Wartesekunde einer dicklichen Blondin, die an
der Aldikasse einen Tischgrill umtauschen will

und der Geld- Gedankensekunde des
kleinwüchsigen buckeligen Bettlers

und diesen zwei Gedankensekunden:

eine von der Friseurin

die mit einer Handbrause Wasser über die Haare ihrer Kundin fließen lässt und mir beim Zusehen zusieht und die Sekunde der Kundin, die rückwärts, fast liegend mit geschlossenen Augen den Kopf in einer Waschschale ruhen lässt.

Und der Kindheit-Erinnerungssekunde

der grobgesichtigen dicken schwarzen Frau in der Straßenbahn, mit Bildern eines Marktfleckens in der Staubsteppe irgendwo in Afrika.

Und so bin ich auch zugleich in der Staubsteppe an der Aldikasse waschend und gewaschen werdend, spüre Nicht-Wasser im Eismeer, spüre Rauchgardine, und

„Zusammenhalt“

von: Henri Hirt

Beienein
heißt Zusammensein.
Keiner ist allein.
Groß und klein.
Das ist mein.

Jung und alt.
Zusammenhalt
kommt bald.

zusammen(h)alt

von: Alice Wittrock

vom ich zum du zum wir
jetzt sind wir sieben jahre zusammen
wir sind zusammen gekommen
wir wollen zusammen bleiben
wir halten für immer zusammen

liebe ist zusammenhalt
unser liebesschloss als sinnbild für zusammenhalt
sichern liebesschlösser den zusammenhalt
wie lange noch hält die hohenzollernbrücke die liebenden zusammen
ist vielseitiger kleber eine sichere verbindung für festen zusammenhalt

familie ist zusammenhalt
unser zusammenhalt ist gefährdet
unser zusammenhalt fängt an zu bröckeln
das zwanghafte zusammenhalten macht mich verrückt
nicht nur der kinder willen sollten wir zusammen halten

dabei wollten wir uns doch noch weiter zusammen für gesellschaftlichen
zusammenhalt engagieren
integration ist voraussetzung für gesellschaftlichen zusammenhalt
wir wollten auch noch weiter zusammen für mehr sozialen zusammenhalt
demonstrieren
migration und sozialer zusammenhalt europas ist eine große herausforderung
wir können den zusammenhalt in der gesellschaft stärken

sprache ist das band das die gesellschaft zusammenhält
sozialer zusammenhalt entsteht nicht über nacht
manchmal gibt es zu wenig zusammenhalt

kannst du nicht wenigstens einmal deine sachen zusammenhalten
muss ich dir eine kleben damit wir weiter zusammenhalten
es gibt noch zusammenhalt in der nachbarschaft
in unserem veedel hält man zusammen
niemand fällt wenn wir zusammenhalten
wir halten die welt zusammen
ziel unserer zweierbeziehung ist zusammenhalt

...dann werden wir beide auch zusammen...alt

Zusammen in Zeitlosigkeit

von: Vero Wendland

Was hält uns noch zusammen
in der Kälte und der Hitzenot,
erkältet von den Neutronen und
schwarzen Strichen der Barcodes.

Der Tanz auf dem Vulkan
erhitzt die Weltalluniform,
nach Sieg gegen Dämonen glänzt
Amor auf seinem Throne.

Das Ebenholz und die Juwelen
docken an die Ewigkeit,
nostalgisch in der Gegenwart
erscheint uns die Vergänglichkeit.

Wir halten uns zusammen
in Zukunft der Zeitlosigkeit,
zusammen sind wir oder nicht mit
fadenscheiniger Einigkeit.

Mit Doping und Navigation
zusammen sind wir auf Abwegen,
wem nützt diese Scheinheiligkeit
mit Maske ohne Lebendigkeit.

Verschollen ist die Intuition im
Traum aus trockenem Regen,
die digitale Netzhaut brennt im
Strahl des Feuerfegen.

Was uns fern hält und dauernd trennt
ist immer farbfern monochrom, die
Leere nach dem Disharmon täuscht
Nähe aus der Endstation.

Uns hält zusammen die Vision
der Farbigkeit aus wahrer Liebe,
wir tanzen in der Gegenwart
und sind in Zukunft Frieden.

von: Monika Dietrich

zeitpeitschen
kriege um den schaum
des lebens um freiheiten
um die horizontblüte und die weiten
des geistes und
in der ferne versuche ich
die nähe festzuhalten damit sie
sich nicht entzieht
wie das leben sich in den geteilten
gezeiten

und ich sehe dich
wie du den geliebten apparat ansetzt
und die zwietracht aufnimmst für
deine nachfolgenden mit den
ahnungen der alternden die das
heute nicht mehr beherrscht und
am morgen verzweifelt

alles wird glänzen
alles wird warm sein
alles wird eins sein in der
imaginierten zeit des wassers das
lautlos transitiert hindurch durch
alle schaumkronen um das ende zu
erkennen mit dem bedauern der
gestörtwordenseienden

Schwarz-Weiß

von: Monika Seyhan

Die Umgebung ist öde, viel Landschaft, wenig Aussicht, einige Kühe, gepflegte und vernachlässigte Häuser, der Dorfplatz mit der Schützenhalle und natürlich die Kirche.

Was auffällt, ist das große Schwimmbecken am Dorfrand. Mit seinem verblassten blauen Anstrich und einem 10-m hohen Springturm, so etwas wie ein Lichtblick. Eine wohlhabende Familie aus Köln hatte es vor Jahren bauen lassen. Allerdings passte es, genau wie sie selbst, nicht in die Landschaft, sodass sie schnell das Haus mit dem Schwimmbad verließen.

Das Bad wurde zum Erholungsgebiet für die Dorfbewohner und dabei stellte sich die Frage, was es mit diesem 10-m Turm auf sich hat?

Bis jetzt hatte es keinen Mutigen gegeben, der den Sprung vom Turm gewagt hätte.

Eine klare Ansage des Bürgermeisters besagt, dass in die ungenutzte Schützenhalle, demnächst Flüchtlinge aus Syrien, Afghanistan und der Ukraine, einziehen werden.

Die Bewohner sind geteilter Meinung.

Viele haben Mitleid, irgendwo müssen die ja bleiben, wenn man die Bilder aus dem Fernseher sieht, schrecklich. Andere führen heftige Diskussionen und geben den Politikern die Schuld an der ganzen Problematik. Dann gibt es noch die mit der Meinung, „Unser Dorf soll sauber bleiben“, wie sie das meinen, ist klar.

Von denen, die hinter vorgehaltener Hand reden, will man gar nichts wissen.

Neugierig sind alle. Eine Gruppe guter Menschen organisiert sich, geht von Haus zu Haus, sammelt, was noch brauchbar ist :Haushaltsgegenstände, Bekleidung und vor allen Dingen, große Decken, die der Einteilung der Halle in viele kleine

Zellen sorgen. Etwas Intimsphäre braucht jeder..., wir machen das schon.

An einem regnerischen Samstag ist es dann soweit.

Der Bus mit Kölner Kennzeichen hält auf dem großen Platz. Die Flüchtlinge steigen aus, stehen herum und werden aus neugierigen Augen, meist hinter Gardinen beobachtet. Vor der Halle stehen einige Mutige mit Regenschirmen und begrüßen die Fremden.

Dass einige davon schwarz sind, muss erst verdaut werden.

Für den kommenden Sonntag ist ein Willkommensfest auf der großen Wiese geplant, hoffentlich scheint die Sonne. Die netten Leute backen Kuchen oder bereiten große Schüsseln mit Kartoffelsalat. Für die Kinder stehen Spielzeug, Roller und Rädchen bereit.

Es kommen fast alle Dorfbewohner; die mit der ablehnenden Haltung stehen etwas abseits, mit den Händen in den Hosentaschen.

Schwarze Jugendliche ohne Familie grinsen und suchen als Erste den Kontakt zur Dorfjugend. Sie schlendern um die aufgemotzten Mofas, sind verlegen, vergleichen die Handys und sagen „Hi.“

An einem weiteren Tag, verteilt der Bürgermeister Freikarten für das Schwimmbad an die Flüchtlinge.

Für die Dorfbewohner die Gelegenheit, die „Neuen“ aus einer anderen Perspektive zu sehen. Das Bad ist so gut besucht wie nie.

Mit einem Mal wird es sehr ruhig, still. Selbst das Wasser erholt sich von der wilden Planscherei und schaukelt sanft die Körper.

Die Augen schauen alle in eine Richtung. Auf den 10-m Turm!

Hoch oben steht eine schwarze Gestalt in einem schneeweißen Bademantel. „Der Neger wird doch wohl nicht...?“

Man flüstert „wo sollen die denn schwimmen und springen gelernt haben. In der Wüste gibt es doch kein Wasser, oder?“

Es ist eine Premiere, nie zuvor hat jemand sich getraut, die Treppe empor zu steigen und auf dem Sprungbrett zu stehen. Ein Schwarzer schon mal gar nicht.

Der Junge wippt mit den Zehen, das Brett bewegt sich. Mit einer eleganten Bewegung streift er den Bademantel ab, zu sehen ist eine schwarze Gestalt, schmal und schön, in einer roten Badehose. Die Gesichter der Zuschauer blicken gebannt nach oben, der Junge schaut in die Tiefe.

Dann springt er, arglos, einfach so, nicht zuerst mit dem Kopf und ausgestreckten Händen, nein, einfach so in die Tiefe, Ein Aufklatschen, aufschäumendes Wasser, ersticke Laute, bevor ein Schrei durch die Menge geht. „Der Junge taucht nicht wieder auf.“

Schon tauchen die Jugendlichen unter Wasser, ein wildes Getümmel, Rettungsversuche sind in vollem Gang. Hilflos steht der Bademeister am Rand des Beckens, lächerlich sieht er aus mit der langen Stange und der gelben Nudel.

Die Sekunden werden unendlich lang, bis es geschafft ist, den schwarzen Körper an den Rand zu ziehen. Er liegt auf weißen Kacheln.

Die Jugendlichen klopfen seine Wangen und drücken auf seinen Bauch. Sie feuern sich gegenseitig an und haben nicht mehr den Blick von Kindern. Wasser läuft aus dem Mundendlich.

Ein erlösendes Lachen, die Jungen jubeln und trommeln vor Freude weiter auf den Bauch.

„Gratuliere, du bist der Erste aus Breitscheidt, der es gewagt hat, vom Turm zu springen. Du bist ein Held! Machst unserem Dorf alle Ehre! Gib Fünf!“

WC am Samstag

von: Sigrun Dahmer-Geisler

Du landest in einer fremden Stadt. Allein. Du kommst unter, irgendwie. Jobbst jeden Tag in der Woche, Geld ist knapp, Sprache schwierig. Du erwartest das Wochenende voller

Ungeduld. Als es da ist, zieht es sich. Du fühlst dich einsam, hältst es drinnen nicht mehr aus. Und obwohl es Winter, regnerisch und kalt, ist, rennst du raus.

Geradeaus, Kirchturmglöcken läuten, Autohupen. Menschen kommen dir entgegen, du senkst den Kopf, senkst den Blick, weichst ihnen aus. Es wird voller. Wind kommt auf. Allmählich gelangst du in das Zentrum der Stadt. Straßenbahnen. Schlafende Menschen auf den Treppen. Im Hauseingang Bierflaschen, Fetzen von Alufolie, Teelichter. Nein, soweit bist du noch nicht.

Essensdüfte. Fritten, Curry. Musik aus den Läden. Der Himmel wird dunkel. Regen und du hast keine Kapuze am Sweatshirt, keinen Schirm. Eine Mutter mit zwei kleinen Kindern überholt dich und geht durch eine Schiebetür in ein öffentliches Gebäude. Du folgst ihr. Die Schiebetür öffnet sich auch für dich. Trocken. Draußen stürmt es. Drinnen staubige Heizungsluft. Du schaust dich um. Computer, Fahrstuhl, Treppen, Regale, viele Regale, Sessel, Bücher. Viele Bücher.

Du nährst dich einem dieser Sessel. Keine Stühle, sondern Sessel. Du setzt dich, das tut gut.

Der Weg bis in die Innenstadt hat doch länger als angenommen gedauert. Geld für eine Fahrkarte willst du dir sparen, verstehst auch nicht so richtig, wie das Ticketsystem funktioniert. Du könntest schauen, ob es Bücher in deiner Sprache oder auf Englisch gibt.

Bestimmt. Aber du möchtest nicht lesen, du möchtest reden. Du brauchst kein Papier, keine

Worte von vielleicht schon gestorbenen Autoren. Dir fehlt das Gespräch mit echten Menschen. Du sehnst dich danach, dass dir die fremde Stadt vertrauter wird.

Natürlich nicht auf einen Schlag. Aber allmählich. Stück für Stück. Dass du eines Tages zu denen gehörst, die an diesem Ort leben. Du gehst hinaus.

Es regnet noch immer. Es weht noch immer. Es dauert nicht lange und deine Schuhe sind durchweicht. Deine Haare liegen nass an deinem Kopf. Die anderen rennen, du schlenderst. Die anderen drängen sich auf dem schmalen trockenen Wegstück unter den Dächern aneinander vorbei. Du gehst in der Mitte des Gehweges. Feuchte Haare, durchnässte Kleidung. Breit und stolz. Der Regen sammelt sich in Pfützen. Er plätschert und plätschert und du musst aufs Klo. Dringend.

Ein Kaufhaus. Rolltreppen. Schilder weisen den Weg. Zweiter Stock. Pfeile, die Silhouette eines Mannes, einer Frau, eines Wickeltischs. Gleich bist du da. Zum Glück. Es eilt. Du biegst um die Ecke und siehst die Schlange. Willst du wirklich warten? Und es kostet was. Fotos von den Münzen, die du auf den Teller legen sollst. Die Frau neben dem Teller lächelt dir zu und sagt etwas. Du verstehst es nicht. Sie wiederholt die Wörter, diesmal auf Englisch. „Not long.“ Du nickst und bleibst. Wartest. Vor dir flüstern zwei junge Mädchen und kichern. Hinter dir pfeift ein

Rollstuhlfahrer ein Lied, das vertraut klingt. „Bitte“, sagt die Klofrau zu jemandem weiter vorne. Das verstehst du. Sie hat recht, die Schlange wird rasch kürzer.

„Der Nächste“, sagt sie. Und noch etwas. Die Umherstehenden lachen. Sie sehen nett aus.

Und dann bist du schon dran.

Leider.

Zusammenhalt

von: Maria Vasquez

Alle Lebewesen auf unserem Planeten haben eines gemeinsam und das ist der Zusammenhalt der Gemeinschaft.

Sei es in der Familie, unter Freunden, Bekannten, am Arbeitsplatz, sogar in der Nachbarschaft oder in der Schule, überall finden wir eins und das nennt sich Zusammenhalt.

Auch bei den Möbeln und den Gegenständen kann man einen Zusammenhalt erkennen.

Heutzutage sehen wir auch einen Zusammenhalt zwischen den Ländern, manchmal ist es schön, manchmal weniger schön, denn wenn es um das Thema Krieg geht, hört der Zusammenhalt meistens aber nur meistens auf.

Wir Menschen halten zusammen und das ist für jeden einzelnen Menschen wichtig, denn ohne Gemeinschaft, ohne Halt, ohne ein UNS, ohne ein WIR, ohne ein ALLE fühlt man sich allein und einsam.

Deshalb achte auf deine Umgebung und versuche, durch dein da sein die Menschen, die dir gegenüberstehen, einen wunderbaren Zusammenhalt und Gemeinschaft zu vermitteln.

Raubzug

von: Sabine Rickmann

1972 hatte mich als junge Studentin mein Interesse an den Themen der Frauenbewegung in das neue Frauenzentrum in Berlin-Kreuzberg geführt. Bei den Plenen hockten alle auf dem Boden, viele rauchten. Ich lauschte voller Bewunderung den Beiträgen der intellektuellen Frauen, verstand oft nur die Hälfte. Es blieb nicht bei Worten. Einig und tatkräftig wurde die Handvoll Männer vor die Tür gesetzt, die unser Plenum aufmischen wollte. Die Herren fanden es ganz und gar nicht in Ordnung, dass Frauen ohne sie politisch diskutierten.

Unser Thema war die Forderung nach Abschaffung des § 218. Ich stand voll und ganz hinter „Mein Bauch gehört mir“. Aus Prinzip. Im Falle einer ungewollten Schwangerschaft bevormundet und kriminalisiert zu werden war für mich das Letzte.

Eines Abends wurde auf eine Demonstration von Abtreibungsgegnern in Hannover hingewiesen. Eine Gruppe Frauen beschloss spontan, dorthin zu fahren, um diese Demo zu stören. Wir trafen uns in einer alten Fabriketage, beschrifteten Bettlaken mit unseren Parolen und nagelten sie an Holzstangen:

„Weg mit dem § 218“ und „Mein Bauch gehört mir“.

Aus jeweils zwei Holzlatten schraubten wir Kreuze zusammen und strichen sie weiß an. Sie sollten an die Frauen erinnern, die durch illegale Abtreibungen zu Tode gekommen waren. Schon beim Bauen besprachen wir den Vorteil der Kreuze: wir könnten sie auch umdrehen und als Abwehrwaffe gegen eventuell prügelnde Katholiken einsetzen.

Ich fuhr mit weiteren Frauen in meinem Käfer nach Hannover, das

Demonstrationsgepäck im Kofferraum. Neben mir saß Helma. Sie war fünfzehn Jahre älter als ich und nach einer gescheiterten Ehe nun mit Sigrid zusammen. Sigrid hatte drei kleine Jungs, war mit ihnen kürzlich aus der Familienwohnung ausgezogen und bei Helma untergekommen.

Die Demonstration in Hannover war klein. Wir blieben mit Abstand parallel zum Zug und beschränkten uns auf Beschimpfungen und Sprechchöre. Dennoch eskalierte plötzlich die Lage, und mehrere unserer Frauen fanden sich umzingelt von wütenden Demonstranten. Im Handgemenge gelang uns das Entkommen. Unsere Kreuze mussten wir nicht einsetzen. Auf dem Weg nach Berlin fühlten wir uns wie Heldinnen, die aus einer gewonnenen Schlacht nach Hause fuhren.

Sigrid schlug Wochen später Alarm. Die Scheidung lief, und ihr Mann beanspruchte das Sorgerecht für die Kinder. Sie traute nicht nur ihm jeden miesen Schachzug zu, auch vom Gericht erwartete sie eine frauenfeindliche Haltung. Siedend heiß waren ihr die Demonstrationsplakate aus Hannover eingefallen, die sie unter dem Ehebett verstaut hatte.

Handeln war erforderlich. Um zu verhindern, dass ihr Mann die Anti-§218Plakate als Beweisstücke gegen seine Frau vor Gericht nutzen konnte, fuhren wir mit meinem

Käfer zum Wohnhaus des Mannes. Wir betraten einen hochherrschaftlichen Altbau und fuhren im Aufzug in den vierten Stock. Mein Puls gewann an Tempo. Sigrid hatte noch einen Schlüssel, so dass der Zutritt problemlos war. Hoffentlich war er auch an diesem Abend wie gewohnt bei der Sitzung seines Schachvereins. Ja, die Luft war rein. Wir betraten den langen Flur. Sigrid und Helma stoppten vor der Tür zum Schlafzimmer und versuchten, diese zu öffnen. Sie reagierte nicht. Panik stieg in Sigrid hoch. Helma gab nicht auf und entdeckte schließlich die wertvollen Beweisstücke in der Besenkammer, wo sie der Ehemann versteckt hatte. Wir entwendeten sie flugs und machten uns mit unserer Beute unter dem Arm aus dem Staub. Erst im Auto brachen wir in erleichterten Jubel aus.

Später berichtete Helma vom Scheidungsverfahren. Der Mann hatte, kaum zu glauben, Wollreste als Zeichen für schlechte Haushaltsführung vorgelegt. Wollreste, wie sie in jeder Wohnung zu finden sind, in der gestrickt wird. Mehr hatte er gegen Sigrid nicht in der Hand. Wie wütend muss er gewesen sein, als er in der Besenkammer nicht mehr die verräterischen Schandstücke gefunden hatte. Gut, dass unser gemeinsamer Raubzug erfolgreich gewesen war.

Wir, zwei

von: Christian Knieps

Nach vielen Jahren des engen Zusammenhalts hatte sich unsere Verbindung nach und nach gelöst, erst ein wenig, dann immer schneller, ehe wir auseinanderbrachen und die gemeinsamen Stränge und Verbindungen verloren. Die Ursachen waren relativ schnell gefunden, und wir beide widersprachen auf keinen Fall der These, dass die lange Trockenheit, die sich in unser Umfeld geschlichen hatte, dazu geführt hatte, denn es fehlte schon seit langem an essentiellen Bemühungen, die Umgebung für unsere Verbindung zu verbessern; niemand schien ein Interesse daran zu zeigen, dass wir unseren Zusammenhalt nicht verloren, ganz gleich, wie sehr wir auch darauf aufmerksam machten – vielleicht waren wir nur nicht auffallend genug gewesen. Jetzt aber war der ultimative Notfall eingetreten, der Kitt zwischen uns beiden hatte seine Wirkung verloren, und wir waren uns sehr unsicher, ob dieser Schaden reparabel war. Im momentanen Zustand würden die Teile unseres Zusammenseins noch passen, doch je länger wir getrennt waren, desto mehr war davon auszugehen, dass einzelne Stränge verkamen, sodass die Enden nicht mehr verflochten werden konnten, da wir uns beide, getrennt voneinander, sicherlich anders entwickeln würden, als wenn wir zusammengeblieben wären. Diese elementare Angst umtrieb uns, gebar unsere Ängste, und ließ jede Sorge real werden, die wir uns in unseren dunkelsten Stunden ausmalten.

Dann aber kehrte das Licht in unsere Verbindung zurück – oder vielmehr die erneute Zweisamkeit –, denn von dem einen auf den anderen Moment wurden wir entdeckt, unser Auseinanderbrechen bedauert, ehe der abgebrochene und auf den Boden gefallene Teil, mit Sekundenkleber beträufelt, fest an den anderen gedrückt wurde, um den entstandenen Schaden zu reparieren und die alte Verbindung wiederherzustellen.

Berlin

von: Eva Beylich

Endlich war es so weit: Der Leistungskurs Politik, den es in den 70er Jahren an Gymnasien noch gab, war bereit, nach Berlin zu fahren. Ihre beste Freundin Uschi war auch mit dabei. Eine frühreife Schülerin, die später schwanger wurde und das Abitur nicht mehr machen konnte. Doch Maria hatte viel mit ihr unternommen – so hatten sie beispielsweise Zungenküsse miteinander ausprobiert - und mit ihr zusammen auch erste Erfahrungen mit Männern gemacht. Auch noch dazu mit Uschis

Onkel, der um einige Jahre älter war. Aber darum geht es nicht. Es geht um die „Klassenfahrt“ des Politik Leistungskurses mit einem jungen Lehrer, der die Meute betreuen sollte und die Gruppe auf das geteilte Berlin vorbereitet hatte. Der Zug fuhr in die geschichtsträchtige Stadt. An Maria ging viel Information einfach vorbei. Sie war in der Pubertät und abenteuerlustig. Das Programm machte sie zwar mit, aber jede freie Minute nutzte sie, um alleine durch Berlin auf Entdeckungsreise zu gehen. Dabei sprach sie ein Mann auf der Straße an. Sie kamen ins Gespräch und sie folgte ihm durch die Geschäfte. Er schenkte ihr eine rote Bluse. Jeden Tag trafen sie sich, sobald Maria von ihrer Politik-Gruppe befreit war. Er war Schweizer und auf Geschäftsreise. Irgendwann folgte sie ihm auf sein Hotelzimmer. Angstfrei machte sie weiter mit dem zunehmend intimeren Abenteuer. Der Schweizer war deutlich älter und telefonierte oft in einer ihr fremden Sprache. Ihrer Freundin Uschi erzählte sie von ihrem Abenteuer, niemand sonst. Bald sollte es wieder mit dem Zug zurück in die Heimatstadt gehen, aber der Schweizer überredete Maria, bei ihm zu bleiben. Uschi war eingeweiht, falls jemand fragen sollte, wo sie sei. Der junge Lehrer machte den Fehler, seine

Schülerinnen und Schüler nicht zu zählen. Er dachte wohl, sie wären alle schon „erwachsen“, aber viele waren erst 17 Jahre alt und sich nicht bewusst, was Handlungen für Katastrophen nach sich ziehen können. Jedenfalls kam die Gruppe zu Hause am Bahnhof an, Marias Eltern warteten dort, wie andere Eltern auch, um ihre Tochter abzuholen, aber Maria war nicht dabei. Uschi beichtete die Geschichte. Der Schock bei Marias Eltern saß tief, aber vor allem hatten sie auch Angst um die Konsequenzen für den nachlässigen Junglehrer, also logen sie und behaupteten, davon gewußt zu haben, dass ihre Tochter noch in Berlin bleiben wollte. Peinlich war dem jungen Lehrer trotzdem, dass er nichts mitbekommen hatte. Der Schweizer riet Maria, zu Hause anzurufen und die Verspätung zu erklären, was sie auch tat, obwohl es ihr schwer fiel. Sie hatte sich keine Gedanken gemacht, dass sie ihren Eltern große Sorgen bereitet hatte, ihrer Freundin viel Verantwortung aufgebürdet hatte und selbst vielleicht noch in Teufels Küche kommen konnte. Der Schweizer war allerdings ein anständiger Mensch und setzte das Mädchen irgendwann in der Berlin in ein Flugzeug und zahlte ihr sogar den Rückflug. Der Zusammenhalt der Familie war enorm. Das

Vertrauen in die Menschheit hatte sich für Maria bestätigt. Der Lehrer hatte keine juristischen

Nachspiele, obwohl er Maria wahrscheinlich nie mehr vergessen konnte. Marias Eltern zeigten Großmut und machten ihm und ihr nicht die Hölle heiß, klärten sie aber darüber auf, was hätte passieren können, vor allem für sie selbst und den jungen Lehrer, wenn es publik geworden wäre, dass er seine Aufsichtspflicht verletzt hatte. Der Schweizer besuchte sie noch einmal in Marias Zuhause und fuhr mit einem Porsche vor, aber es wurde keine feste Beziehung. Es blieb bei einem Abenteuer mit viel Zusammenhalt und Rückendeckung. Eine Portion Glück war bestimmt auch dabei.

Zusammenhalt

von: Anna Buhl

Ich versuche die Sitzfläche des alten Küchenstuhls zusammenzuflicken. Die einzelnen Teile des Korbgeflechts sind porös geworden und halten nicht mehr zusammen, ein Loch klafft in seiner Mitte. Kleben hat nicht funktioniert und würde ohnehin schäbig aussehen. „Das ist das olle Ding nicht wert“, rief meine Mutter mir zu, als sie mich nach vielen Stunden immer noch kniend vor dem Stuhl sah. „Warum willst du DEN denn überhaupt wieder herstellen, ich mochte ihn noch nie besonders“ sagte sie abschätzig im Vorbeigehen. Ich bin mittlerweile dabei, das alte Korbgeflecht mit dem Cuttermesser zu entfernen. Der Stuhl gehörte meiner Großmutter und steht seit ich denken kann in unserer Küche. Ich kann selbst nicht einmal sagen, was mir an ihm liegt. Geht es mir darum, an alten Erinnerungen festzuhalten? Ich schneide alles weg, was instabil ist, bis inmitten des Holzrahmens ein großes Loch klafft. Ich entsorge die alte Sitzfläche und mit ihr alle, die je auf ihr gesessen oder gestanden haben. Mich als Kind auf dem Schoß meines Vaters, in dem ich mich immer so behütet gefühlt habe, meine Mutter die auf dem Stuhl stand als sie die goldene Lampe anschließen wollte und einen Stromschlag bekam, nach dem sie tagelang einen tauben Arm hatte, meinen Cousin Benno, der nie stillsitzen konnte und immerzu mit dem hin und her kippelte, bis er einmal schließlich am Boden lag und dann mit einer Platzwunde ins Krankenhaus kam. Ich denke an meine Großmutter und frage mich, wie sie wohl zu diesem Stuhl kam. Und wie sie ihn wohl an meine Mutter weitergab. Und ich denke daran wie die beiden im Streit auseinandergingen und ich sie nicht mehr besuchen durfte und mich nie von ihr verabschieden konnte. Ich fixiere das erste Flechtrohr längs, fädele eine Seite durch das erste Loch im Holz. Führe das Rohr durch das gegenüberliegende Loch ohne es zu verdrehen wieder zurück. Dann durch das zweite und durch das dritte Loch, von einer zur anderen Seite. Wenn der Stuhl fertig ist, wird er ein anderer sein, wird mir bewusst. Das neue Korbgeflecht hat nicht ein und dieselbe Farbe, hat keine Geschichte. Ich kann ihn nicht wieder zusammenhalten, es wird eine neue, unbefleckte Sitzfläche sein, ein anderer Stuhl. Er wird keine Erinnerung wieder zusammenflicken, keine Wunden heilen. Es ist nur ein Objekt, dem ich vielleicht zu viel Wert gebe. Für mich ist er nicht nur ein Objekt, denke ich, während ich in monotonen Bahnen den Korb flechte. Das Zusammenweben braucht Zeit. Das neue Flechtrohr und die Löcher im Holzrahmen sind nicht füreinander gemacht, merke ich, es ist mühsam sie einzufädeln, meine Finger schmerzen. Vielleicht ist es gar nicht möglich und die neue Sitzfläche am Ende nicht stabiler als die alte mit dem Loch darin? Muss man manche Dinge besser halb kaputt lassen, damit sie irgendwie weiterexistieren können? Der Stuhl ist wohl das letzte Überbleibsel, dass wir von ihr noch besitzen. Alles andere, was an meine Großmutter erinnerte ist schon längst auf dem Müll gelandet. Diese Stück konnte ich gerade noch beschützen, aber vielleicht werde ich das Loch, dass da klafft, nie ganz füllen können. Das neue Flechtrohr, das ich gekauft habe wird immer weniger, die Sitzfläche langsam dichter. Meine Hände werden schwächer, ich brauche andere Hände, die das Korbgeflecht ihn mit mir halten. Ich rufe meine Mutter, sie betrachtet den Stuhl, die teilweise reparierte Sitzfläche, die teilweise offene Sitzfläche, das alte kaputte Korbgeflecht abgetrennt am Boden. Wir wissen, dass diese Arbeit mehr ist als eine einfache Reparatur, wir wissen es beide. Ich bitte sie, die Korbflechten zu

straffen. Wir halten sie zusammen fest, ziehen, zerren und bedecken das Loch gemeinsam, füllen es auf mit neuem Geflecht, fädeln und weben Faden für Faden ein.

Wirst du ihn benutzen, wenn er fertig ist, frage ich sie. „Manches kann man nicht wieder zusammenführen“, flüstert sie, ihre Stimme ist brüchig, „aber vielleicht können wir aus dem

Alten etwas Neues erschaffen, das uns beide heute zusammenhält.“

Zusammenhalt – grenzenlos

von: Walter Strupp

Januar 1971. Zurück aus dem Weihnachtsurlaub finde ich auf dem Schreibtisch einen Reiseauftrag nach Leipzig, genauer: zur Leipziger Messe. In der Folge dieser Reise nach Leipzig werde ich nun Menschen, Institutionen und die Spielregeln der Aufenthalte in der DDR kennen lernen. Ich werde die Einreisebedingungen erleben, denen die Besucher ausgesetzt sind, die nicht die Privilegien eines Ausstellers genießen. Ich werde nach Belieben Jahr für Jahr, Messe für Messe die privaten Unterkünfte wechseln, denn die Hotel-Kapazitäten sind ja den Delegationen der Bruderstaaten vorbehalten.

Aber dann kommt Karla. Die junge Studentin steht vor unserem Messestand in der Halle, in der Produkte angeboten werden, die in irgendeiner Beziehung zur Polygrafie stehen. Neben uns bietet ein Unternehmen aus Solingen in einer Vitrine Zubehör für die Fotografie an: allerlei Gerätschaften, die in der Technik einen guten Ruf besitzen. Genau diese Vitrine hatte Karlas Aufmerksamkeit erregt und ich werde angesprochen. Ihr derzeitiger Freund sei Fotograf. Und wir wüssten ja sicherlich, wie schwierig es im Land ist, qualitativ gutes Werkzeug kaufen zu können. Ob ich nicht nebenan ein gutes Wort für sie einlegen kann. Konnte ich natürlich. Also bin ich zum Nachbarstand, habe das Problem meiner Besucherin geschildert, und prompt war sie im Besitz von mehreren Retuschierpinseln.

Karla kam wieder. Sie gab mir ihre Adresse und bot an, dass ich zur nächsten Messe bei ihr wohnen könne. Das sei mitten in der Stadt gelegen und bestens geeignet, um die abendlichen Restaurantbesuche in kurzen Wegen und ohne Auto zu absolvieren. Das war ein schlüssiges Argument, denn die DDR hatte fürs Autofahren strenge 0,0 Promille. Also schrieb ich sie vor dem kommenden Leipzig-Besuch an und zog bei ihr ein. Es gab jedoch keinen Fotografen mehr als Freund, sondern den Physikstudenten Uwe, mit dem sie zusammenlebte und den sie kurze Zeit später auch heiratete.

Mit diesem Kontakt öffnete sich mir eine völlig neue ‚DDR-Welt‘. Ich bekam Zugang zu deren Freundeskreis. Ich lernte die Leipziger als Menschen kennen, die eigentlich nicht anders waren als wir. Es gab die gleichen Bedürfnisse, die nur unterschiedlich befriedigt wurden. Wir haben miteinander gelacht, haben Grillabende gefeiert. Sorgen gab es auf beiden Seiten, sie waren nur unterschiedlich. So war auch der Zusammenhalt innerhalb der Freundes- und Bekanntenkreise sehr eng, hatte aber ein eigenes Bindeglied: es war die gemeinsame Defensive gegen die Obrigkeit, gegen Spürnasen und die Kontrollen bis ins Familienleben hinein.

Dann kam die Wende und damit die Möglichkeit, das ganze Ossi-Land kennen zu lernen. Meine Frau und ich haben Urlaube mit Karla und Uwe auf beiden Seiten zu Ritualen gemacht. Weinlese und Weinfeste bei uns sowie Geburtstage standen regelmäßig im Kalender. Skilanglauf im Riesengebirge und Wanderungen im

Elbsandsteingebirge haben unsere Freundschaftsbande nur noch fester werden lassen. Es hätte immer so bleiben sollen.

Dann kam die schockierende Nachricht am Tag vor der neuerlichen Abreise ins Riesengebirge am Heiligen Abend: Uwe hatte einen Schlaganfall und musste in die Klinik gebracht werden. Er hat sich davon nicht wieder erholt, kann nicht sprechen, nicht schreiben und ist stark gehbehindert. Das hat nicht unsere Freundschaft zu Fall gebracht, aber wir müssen uns auf jährliche Besuche beschränken, auf Post per Mail und auf gelegentliche Anrufe. Sein Zustand hat sich seit nun fast fünf Jahren nicht verbessert. Dennoch – die Stabilität einer Freundschaft diesseits und jenseits der einstigen Grenze hält. Dem gegenüber gibt es hässliche Kommentare von Menschen, die den anderen Teil unserer Bundesrepublik nie besucht haben.

Heute machen wir wiederholt Urlaub auf Usedom und Rügen und freuen uns darüber, wie alter Glanz der ‚Kaiserbäder‘ allen zugänglich und bezahlbar ist. Beim letzten Aufenthalt war Uwe mit dabei – im Rollstuhl und mit leuchtenden Augen.

Wieso ich gegen eine Wehrpflicht bin

von: Catharina Luisa Ilg

Ihr wollt also die Wehrpflicht wieder? Dann überlegen wir uns doch einfach mal, wie es dann so wäre. Sagen wir, wir nehmen das Modell von Südkorea: Jeder Mann muss zwischen seinem achtzehnten und dreißigsten Geburtstag 18 Monate lang seinen Militärdienst absolvieren.

Gehen wir davon aus, er zögert es längst möglich heraus und findet in dieser Zeit seine große Liebe.

Diese Liebe bist du! Gehen wir weiterhin davon aus, dass ihr vielleicht einmal eine gemeinsame Familie und vielleicht sogar Kinder wollt. Wäre nun unmittelbar vor seiner anderthalbjährigen Abwesenheit der richtige Moment dafür? Ich glaube kaum.

Sagen wir, ihr beide habt zumindest bereits geheiratet und vielleicht trägt sein Einkommen zu deinem allgemeinen finanziellen Wohlbefinden bei. Auf diesen Zuschuss musst du verzichten. Ist es dir das wert?

Sagen wir, du schränkst dich ein und wartest tapfer auf ihn. Wie würdest du dich fühlen? Kein

Kontakt mehr miteinander, keine Information über sein Wohlbefinden...

Egal, die Wehrzeit ist vorbei. Er kommt wieder heim. Wird er noch immer der Selbe sein? Wirst du noch immer die Selbe sein? Nein.

Was aber nun gilt als Alternative zu einer Volksarmee? Richtig, eine Berufsarmee! Du wirst dich fragen, worin besteht der Unterschied? Aber diese Frage kann ich dir leicht beantworten: Niemand wird seinen Militärbeitritt bis Ende 20 hinauszögern. Wenn man zum Militär will, entscheidet man sich meist frühzeitig.

Zweitens; jedermann weiß, worauf er sich mit einem Soldaten als Ehemann einlässt. Nichts zerschneidet die Liebe.

Drittens; als Berufssoldat wirst du durchaus gut bezahlt. Was wohl auch mit viertens einhergeht. Im Falle eines Schlachttodes, sind Frau und Familie weiterhin finanziell abgesichert. Zur Sorge um den Vater kommt keine finanzielle Bürde. Für Viele macht bereits dies die Bürde leichter.

Ich möchte nicht abstreiten, dass wir Streitkräfte benötigen. Allerdings möchte ich dafür plädieren, denn Beruf des Soldaten attraktiver zu machen, anstatt spontan jeden Bürger zum Dienst an der

Waffe zu verdonnern. Wir wissen doch alle, dass uns dies ohnehin nicht als Gesellschaft weiterbringt.

Zusammenhalt: Wassermelonen im Koffer

von: Kathrin Rothenberg Elder

Mein Mann regte sich vor kurzem ziemlich auf. Er hasst es, wenn Leute scheinheilig sind. Er erzählte mir fassungslos, dass er vor kurzem gelesen hatte, dass es in den USA als unhöflich gilt, Schwarzen

Wassermelonen anzubieten. „Schon wieder so eine verrückte Regel, die den Umgang miteinander unnötig kompliziert macht!“ grollte er. Ich reagierte mit dem für mich üblichen Misstrauen: „Was denn, in den ganzen USA wäre es unhöflich, in diesem so extrem diversen, extrem unterschiedlichen Staat zwischen Stadt und Land und verschiedenen Bundesstaaten?“ Wir beendeten unseren Streit wie so oft: Wir recherchierten. Tatsächlich es gilt als unhöflich in den USA, Wassermelonen Schwarzen anzubieten¹. Nach Ende der Sklaverei war der Anbau von Wassermelonen für die befreiten Sklaven oft eine der wenigen erreichbaren Möglichkeiten, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Wer also Schwarze als Wassermelonenesser stereotypisiert, verweist nicht nur auf ihre möglichen Hintergründe als

Nachkommen von Sklaven, sondern adressiert unsensibel und ohne Auftrag ein kollektives Trauma. Es besteht die Gefahr, dass die kollektive Geschichte bagatellisiert wird – und die bis heute schlechteren Lebenschancen für Schwarze.

Mein Mann war irritiert. Dann sind Wassermelonen für Schwarze so eng mit der Geschichte ihrer Vorfahren als Sklaven verknüpft, dass man aufpassen muss, wem man Wassermelonen anbietet? Haben sie nun ihren reinen Wert als Nahrungs- und Genussmittel verloren? War das nicht – wieder! - eine Art, durch eine übersteigerte Empfindlichkeit Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen?

„Und was ist mit deinen Koffern?“ fragte ich zurück. „Mit deiner Phobie gegen den Koffer meines Großvaters?“

Ich liebe den Koffer meines Großvaters. Es ist ein bescheidender, bräunlicher Koffer aus irgendeinem frühen Plastik, Vulkanit oder so, innen mit beigen Papier in einem dezenten Muster verkleidet und mit

Gurten versehen, so dass die Kleidungsstücke während der Reise glatt bleiben.

Außen hat der Koffer zwei Schnappschlösser rechts und links, deren Schlüssel längst verloren gegangen sind. Er ist flach wie ein Koffer aus einem Kinderbuch, mit einem soliden Griff.

Für mich ist der Koffer verwoben mit den Reisen mit meinem Großvater: mit welcher Sorgfalt er jede unserer gemeinsamen Reisen plante. Seiner Sorgfalt, in die sich unsere Vorfreude mischte. Ich habe viele Reisen mit diesem Koffer und mit meinem Großvater gemacht. Nach seinem Tod erbe ich seinen Koffer und halte ihn seither in Ehren.

¹ <https://www.cicero.de/kultur/amerikanische-kulturkampfe-wassermelonen-rassistisch-cultural-appropriation-woke>

Für meinen Mann hat dieser Koffer eine ganz andere Bedeutung. Als ich das erste Mal auf der ersten gemeinsamen Reise nach Israel mit ihm diesen geliebten Koffer mitnehmen wollte, sperrte sich mein Mann und sagte: „Nein, ich hasse diese Koffer!“ Er erzählte mir die Geschichte, dass solche Koffer in

seiner Kindheit Flüchtlingskoffer waren. Mein Mann ist ein Kind von Flüchtlingen, seine Eltern flohen aus dem Nazideutschland und brachten sich in Israel in Sicherheit, es war sehr knapp, dass sie überlebten. In Israel ist mein Mann groß geworden, in einem Viertel in Tel Aviv, in dem es überall Überlebende des Naziregimes gab. Diese Überlebenden hatten Koffer, Koffer wie denjenigen, den mein Großvater mir vererbte. Und das war tatsächlich der erste Teil der Geschichte. Ich verstand und packte meine Sachen um.

Aber erst vor ein paar Wochen, als ich wieder den alten Koffer meines Großvaters auf eine Reise, diesmal nicht nach Israel, sondern nur nach München, mitnehmen wollte, sperrte sich mein Mann wieder entschieden. Und dann erfuhr ich den zweiten Teil der Geschichte:

Es waren nicht nur die Koffer der Überlebenden, die Flüchtlingskoffer, mit denen er in diesem Stadtviertel in Tel Aviv aufgewachsen ist, es waren auch die Koffer, die man auf den alten Schwarz-weiß-Bildern der Gräueltaten der Shoah sieht. Diese schrecklichen Bilder, wo die Gefangenen, Juden und Jüdinnen, auf die Rampen von Auschwitz getrieben werden. Noch einen Moment stehen sie im Licht nach tagelanger Fahrt in Güterwaggons. Noch halten manche diese Koffer in der Hand, vielleicht stand der Koffer noch vor ein paar Wochen oder Tagen behütet auf einem Dachboden in einem Daheim, aus dem sie gerade erst vertrieben wurden, vielleicht steht ein Name drin, vielleicht Bilder von Angehörigen. Erschöpft halten manche diese Koffer, ihre letzten Besitztümer, gerettet in der Hand, kurz bevor er ihnen entrissen wird, bevor die Familien getrennt werden, bevor die einen vergast und die anderen durch unvorstellbar grausame Zwangsarbeit meist zu Tode gequält wurden. Schmerz flutet durch diese Bilder und spritzt aus ihnen heraus, wenn man sich einmal darauf einlässt.

Dieser Koffer ist für meinen Mann unmöglich, und auch ein schickeres Replikat aus einem Retroladen findet nicht seine Gnade. Ja. Dieser Koffer sieht so ähnlich aus wie der Koffer meines Großvaters, ja. Diese Koffer funktionieren für meinen Mann nicht, sie werfen ihn zurück auf einen Identitätsteil, in einen Schmerz, für den er das Recht haben muss, auf ihn nicht zurückgeworfen zu werden. Diese Koffer sind Teil seiner Identität, Teil der Geschichte seines Aufwachsens in einer Nachbarschaft, die voll war von nicht erzählten Geschichten, die mit diesen Koffern verbunden waren.

Hier in unserem Haushalt mischen sich ererbte Möbelstücke und Alltagsgegenstände zweier Haushalte: Dem Berliner Haushalt meiner Urgroßmutter, dem Berliner Haushalt seiner Großeltern, beide Haushalte nicht mehr als etwa fünf Kilometer voneinander entfernt. Die Tätergeneration meines Großvaters, die Opfergeneration der Großeltern meines Mannes. Und es ist kein Problem: Auf dem Vertiko meiner Urgroßmutter stehen die Kelche und Leuchter seiner Urgroßeltern. Am Tisch meiner

Urgroßmutter sitzend löffelt mein Mann Zucker aus der Zuckerdose seiner Großmutter in den Tee. Das ist bei uns möglich und das ist ein Stück Frieden.

Aber dieser Frieden bedeutet auch, den Nachkommen der Opfer die Ehre zu erweisen, wann sie sich erinnern wollen und wann nicht. Ob in Wassermelonen symbolisiert oder in Koffern.

Ich behalte den Koffer meines Großvaters. Aber ich nehme ihn nicht mehr auf gemeinsame Reisen mit.

Zusammenhalt.

von: Tina Boyce

Ich lese das Wort und denke direkt an meine Kindheit. Zusammenhalt, in der Familie. Aber was, wenn es keine richtige Familie gibt. Somit auch kein „zusammen“ „halten. Vater schwarz, Mutter weiß. Das Konstrukt funktioniert nicht. Für mich. Er ist meist nicht da, und wenn, sie nur für ihn.

Zu viele eigene Baustellen. Wer soll sich da denn noch um ein Kind kümmern?

Bin ich denn nicht wichtig? Wer hält zu mir?

Ich schaue in den Himmel und mir kommen, wie so oft, die Tränen. Tausend Herzen sende ich nach oben. Ich weiß, ihr seid da oben. Meine Großeltern, mein Halt in Kind und Jugend, mein zusammen. Bis zum Tod.

Mir ist nie aufgefallen, dass ich schwarze Haut hab und sie weiße. Fühlt odersieht man das als Kind? Für mich bedeuteten sie Alles. Ohne ihren Halt wäre ich nicht da, wo ich jetzt stehe. Gäbe es mich vielleicht nicht mal mehr.

Kann man Zusammenhalt lernen?

Da stehe ich nun, mitten im Leben, mit zwei eigenen Kindern und stark, selbstbewusst. Zusammenhalt. Da schießt mir die Frage in den Kopf. Kann ich ihnen denn auch diesen Halt geben? Kann ich meinen Kreislauf durchbrechen? Als alleinerziehende Mama? Ich tue mein Bestes, aber meine Kinder werden vielleicht auch erst merken, was Zusammenhalt bedeutet, wenn sie so alt sind wie ich jetzt. 50 Jahre alt und immer noch auf der Suche nach Halt. Vielleicht bis morgen, vielleicht für immer.

Die süße Seite des Zusammenhalts

von: Sümeyra Özdas

Was ist das Gegenteil von Zusammenhalt? Oft würden wir Chaos als Antwort geben. Doch ich las einmal, dass das Gegenteil von Harmonie Zugehörigkeit sei, und ich glaube, das ist ein Gedanke, über den man nachdenken sollte. Zugehörigkeit geschieht von selbst. Es gibt ein natürliches Gefühl der Verbundenheit, das nicht anstrengend ist. Chaos ist in gewisser Weise auch so, es geschieht von selbst. Aber Harmonie erfordert Mühe. Harmonie erfordert weiche Grenzen. Sie verlangt Toleranz und Empathie. Es geht darum, denjenigen zu akzeptieren, der nicht wie du ist und nicht zu dir gehört. Menschen erleben manchmal einen Anpassungsprozess, wenn sie ihre Wurzeln verlassen und an einen neuen Ort ziehen, oder sogar dort, wo sie seit Jahren leben und altern. Die Belohnung des Zusammenhalts liegt im Ergebnis. Der Prozess mag schwierig und schmerzhaft sein, aber wenn er gelingt, sehen wir im großen Bild ein Uhrwerk, in dem Zahnräder unterschiedlicher Größe harmonisch zusammenarbeiten, jeden Schritt voranbringen und das Gesamtbild weiterentwickeln. Sekunden, Minuten und Stunden vergehen in solcher Harmonie, dass es kein Zufall ist, schöne Tage zu erleben.

Jeder hat schon von Noahs Suppe oder Asure gehört. Es ist das beste Beispiel dafür, wie köstlich Harmonie und Vielfalt zusammen sein können. Verschiedene Geschmacksrichtungen und Texturen wie Weizen, Kichererbsen, weiße Bohnen, Haselnüsse, Granatapfel und getrocknete Trauben kommen zusammen und bilden eine Einheit, die sie allein nicht erreichen könnten. Jedes Lebensmittel behält seine eigene Struktur und zusammen schaffen sie einen perfekten Geschmack. Das Geheimnis, das in Noahs Suppe verborgen ist, erhellt unser gesellschaftliches Leben: Menschen, die wie die Zutaten von Asure ihre Unterschiede und Besonderheiten zusammenbringen, offenbaren die Reichtümer des anderen und schaffen so ein einzigartiges Ganzes. Diese süße Speise, in der Vielfalt und Harmonie zusammenfinden, erinnert uns daran, wie wichtig Zusammenhalt und das Zusammenleben für die Stärkung und Bereicherung von Gemeinschaften sind. Mit Liebe, Toleranz und dem gegenseitigen Festhalten an den Händen ist das Leben nicht so schwer, wie man denkt. In der Hoffnung auf eine schöne Zukunft, für die wir uns bemühen und die Früchte als Gesellschaft ernten...

Zusammenhalt

von: Maike Nehls

Ich weiß, dass ich wahrscheinlich der einzige Mensch auf der Welt bin, der sich unabsichtlich mitten auf die Hauptkreuzung vor dem McDonalds festklebt. Aber das ist mein Leben. Zwei Highlights allein in diesem Monat: Beim Blumen eintopfen mit dem Teppichmesser in den Arm geschnitten. Warum ein Teppichmesser? Ich dachte, es sei lustig einen alten Gummistiefel zu bepflanzen (ist es nicht) und wollte Löcher in die Sohle stechen - in eine federnde Gummisohle. Das Messer brach an der Sollbruchstelle und bohrte sich in meinen Arm. Ich musste viel Überzeugungsarbeit leisten, damit ich nach der Notaufnahme wieder nach Hause durfte. Ich gab das Gärtnern auf. Und das Backen von Motivtorten. Ich wusste nicht, dass eine Brandblase plus essbarer Goldstaub eine Tätowierung für die Ewigkeit ergibt. Jetzt gerade könnte diese Ewigkeit kurz sein. Der SUV Fahrer in seinem Mercedes wechselte gerade seine Hautfarbe wie ein Stimmungsring von genervten Rosé zu Zornrot.

Ich finde Hobbys wichtig, weil ich damit Menschen kennenlerne und weiß worüber ich mit ihnen reden kann: Das Hobby nämlich. Ich bin nicht schüchtern, aber ich habe eine Blackout- Beeinträchtigung bei zu vielen Smalltalk-Themen. Ich brauche ein festes Thema, zum Beispiel: „Nein, ich bin nicht selbstmordgefährdet“ Dann kann ich reden. Aber wenn auch noch Wetter, Arbeit, Politik, Baustellen sowie Standorte für Schattenpflanzen zur Auswahl stehen, dann schaltet sich irgendetwas in meinem Kopf ab. Und ich atme nur noch. Jetzt gerade atme ich auch. Diesel. Vermute ich. Immerhin nicht verbleit. Ich ziehe an meiner Hand, während ich versuche die alte Modell - Lok von meinem Vater, die ich geklebt hatte, nicht zu zerstören. Sie hätte wohl mehr trocknen müssen und wenn sie runterfällt, sollte man nachsehen, ob der Kleber leichte Expansionstendenzen zeigte. Weiß ich jetzt.

Modellbauer sind eine eingeschworene Gemeinschaft wurde mir gesagt und egal wohin man kommt, es gibt immer jemanden, der sich gerne mit einem über Spurweiten unterhalten will. Das perfekte Hobby für mich. Irgendwo wartet immer ein von der Familie ignoriertes Manfred und freut sich, dass endlich jemand mit ihm über die Fließeigenschaften von modernen Klebstoffen reden möchte. Die spontan trocknen. Mistkram! „SIND SIE VÖLLIG BESCHEUERT?“ Ein Schatten fällt auf mein Gesicht. Da steht er: Manfred. Baut sich vor mir auf. 1 Meter 72 Empörung. „Das ist eine DA 800.“ Er zeigt anklagend auf meine klebstoffverschmierten Hände. „Das können Sie doch nicht mit diesem Billigkleber verschandeln.“ Der

Mercedesfahrer drückt immer noch aufs Gaspedal, aber es klingt unentschlossener. Manfred sieht irgendwie gar nicht wie ein Klimakleber aus. Und er wirkt wütend. Und dazu nicht festgeklebt. Außerdem ignoriert er ihn komplett. Der Motor er stirbt.

Der Mercedesmann steigt aus. Er sieht Manfred nicht ähnlich, aber die Empörung in seinem Gesicht ist die Gleiche. Nämlich die über mich. „He! Runter von der...“ Er stutzt. „Eine alte Märklin!“ Manfred ignoriert ihn immer noch und wühlt hektisch in seinem Rucksack.

Hinter uns hupt mittlerweile die ganze Straße. Schaulustige sammeln sich auf dem Bürgersteig. „Hier. Halten sie mal.“ Manfred drückt dem Mercedesmann eine Flasche voller

von: Peter Baeumle-Courth

Der Notarzwagen fuhr auch an diesem Mittwoch in das Dorf. Beobachter im Ort haben ihn in dieser Woche bereits zuvor zweimal gesehen. Auch Selma Örlan, die auf dem Marienplatz einen mobilen Bäckerstand betrieb.

Beim alten Krause im Talweg 12 hat der Arzt gehalten. Montag und Dienstag war der Notarzt bald wieder abgefahren, ohne Blaulicht.

Heute jedoch kam ein Krankenwagen hinzu. Wenig später sah Selma noch die Rücklichter des zügig fahrenden Krankenwagens, mit Blaulicht.

Der alte Krause wohnte alleine, seit seine Frau vor zehn Jahren gestorben war. Krebs. Heimtückisch und schnell. Als die Chemotherapien nicht mehr wirkten, Bestrahlungen nicht mehr möglich waren, gab es nur noch Morphium.

Selma wusste von Gesprächen mit dem alten Krause, dass Marilyn, eine in Würde ergraute Stubenkatze, bei ihm lebte. Wer würde sich um sie kümmern, falls der alte Mann im Krankenhaus bleiben würde? Und danach sah es aus, dachte Selma.

Da kam bereits die nächste Kundin an den Stand und entschied sich für ein Roggenmischbrot und zwei Rosinenschnecken.

Im Talweg bereiteten sich die Anwohner auf das jährliche Herbstfest vor. Immer im September am zweiten Samstagabend wurde gefeiert, ein Getränkewagen wurde eigens bestellt, eine Musikanlage aufgebaut. Alle brachten etwas zu essen mit. Das Orga-Team sorgte dafür, dass nicht versehentlich fünf Kartoffel-, jedoch gar keine Nudelsalate mitgebracht wurden. In diesem Jahr war Ehepaar Trass an der Reihe, sie durften organisierten und die Teilnahmebeiträge kassieren. Stefan Trass hatte einenguten Draht zur Brauerei im Nachbarort, Miriam Trass plante sowieso gerne. Der Bürgermeister sorgte für die Straßensperrung. Und da ohnehin alle mitfeierten, war auch die Musik nach 22 Uhr ausnahmsweise kein Problem.

Am frühen Freitagnachmittag steckten das Ehepaar Trass und der Bürgermeister die Köpfe zusammen und besprachen letzte Details für das Fest am nächsten Tag. Sie gingen die Anmelde-liste durch, nahezu alle Bewohner des Talwegs standen darauf, die meisten von ihnen hatten den Beitrag bereits vorab bezahlt. Einzelne gab es in jedem Jahr, die nicht teilnahmen. Weil sie in der Zeit in Urlaub waren oder aus anderen Gründen.

Miriam fiel auf, dass der alte Krause sich nicht angemeldet hatte. Sonst war er seit dem Tod seiner Frau immer dabei. Aber es war natürlich nicht Aufgabe des Organisationskomitees zu kontrollieren, warum sich jemand nicht für das Fest angemeldet hatte.

Oder vielleicht doch?

Nein, eigentliche Aufgabe war das sicher nicht. Aber das menschliche Miteinander im Dorf sprach dafür, ein-mal nachzusehen.

Miriam und Stefan gingen den Talweg entlang zu Haus Nr. 12. Auf ihr Klingeln wurde nicht geöffnet. Das kleine Auto stand ordentlich vor dem Haus abgestellt.

Merkwürdig, denn er bewegte sich eigentlich nur mit seinem Wagen fort. Zu Fuß ging er sehr selten und ein Fahrrad besaß er gar nicht. Aus dem Briefkasten hing die neueste Ausgabe der Dorfzeitung heraus. Das war nicht besonders bemerkenswert, da sie stets freitags verteilt wurde. In etwa jedem dritten Briefkasten steckte ein nur flüchtig eingeschobenes Exemplar.

Miriam fragte Stefan, ob er die Telefonnummer vom alten Krause dabei hatte. In der Tat, Stefan hatte die Nummer gespeichert. Es klingelte lange, keine Reaktion. Einen Anrufbeantworter hatte der alte Krause nicht eingerichtet. Er meckerte immer, dass er sich dann darum auch noch kümmern müsste.

Miriam und Stefan sahen sich etwas ratlos an, als Selma Örlan mit ihrem Lieferwagen kam und bei ihnen anhielt. Sie fragte die beiden, ob sie wüssten, wer sich um Marilyn kümmern würde.

Am nächsten Tag war der alte Krause mit beim Herbstfest dabei, Marilyn auf dem Schoß. Ihm ging es relativ gut, er war in den letzten Tagen nur im Krankenhaus geblieben, weil die Ärztin meinte, er solle nicht den ganzen Tag alleine sein. Sicherheitshalber.

Selma Örlan bezog für ein paar Tage das Gästezimmer im Talweg 12. Das Haus war groß genug. Marilyn freundete sich sehr schnell mit Selma an. Und der alte Krause auch ein bisschen.

Der Tanz der Schmetterlinge

von: Michaela Lohmeyer

Mein Rücken schmerzt vom stundenlangen Unkrautpflücken. Seit der großen Krise hat jede Familie eine eigene kleine Parzelle zur Selbstversorgung bekommen. Und wir müssen von allem, was wir anbauen Saatgut für das nächste Jahr gewinnen. Ich schaue durch das kleine Fenster unseres Zweizimmerhaus zu Günter. Er sitzt gebeugt über seiner fußbetriebenen Nähmaschine und fertigt aus Stoffresten Kleidung. Diese tauscht er auf dem Markt gegen Käse, Milch oder wenn es ganz gut läuft, ein Stück Fleisch.

Ich höre jemanden am Gartenzaun und entdecke ein kleines, dünnes, schmutziges Mädchen mit blonden Haaren. Es streckt mir eine Hand entgegen. Ich schüttele den Kopf und unmittelbar kullern große Tränen über seine Wange. Mein Herz setzt einen Schlag aus. Ich gehe in die hintere Ecke der Parzelle, wo ich drei Kartoffeln ausgrabe. Behutsam überreiche ich sie dem Mädchen.

„Sie müssen erst gekocht werden, sonst bekommst du Bauchschmerzen. Hast du mich verstanden?“

Das Mädchen nickt und strahlt mich an. Dann verschwindet sie schnell wie der Wind. Ich lächle. Doch das Lächeln ist wie weggewischt, als ich an mein eigenes Abendbrot ohne Kartoffeln denke. Ich beschließe ein Brot zu backen und lege den fertigen Laib zum Abkühlen auf ein Gitter. Er duftet herrlich und mein Magen knurrt. Ich habe seit dem Frühstück nichts mehr gegessen.

„Hallo Marlene, das riecht wunderbar bei dir.“ Markus steht am Gartenzaun.

„Oh hallo, wie geht es Inge?“

„Unverändert.“ Er nestelt an seiner Tasche. „Sie hat mir etwas für dich mitgegeben.“ Inge häkelt Mützen, die Markus eintauscht. Ich besitze bereits drei. „Es tut mir leid. Aber ich habe genug Mützen.“

Markus lächelt. „Inge weiß, dass du schon genug Mützen hast. Deshalb hat sie dir Stulpen für den Winter gehäkelt.“ Er streckt sie mir entgegen. Wider besseren Wissens nehme ich sie und probiere sie an. Sie passen ausgezeichnet. Markus wartet. Ich blicke zu ihm und seufze, weil er wie gebannt auf das Brot starrt.

„Richte deiner Frau aus, dass die Stulpen großartig sind. Ich werde dir ein halbes Brot vorbeibringen, sobald es abgekühlt ist. Einverstanden?“

Markus nickt mir dankbar zu. Ich widme mich wieder meinem Garten. Ich wische mir den Schweiß von der Stirn. Die Sommer sind mittlerweile so verdammt heiß. Jemand hustelt hinter mir. Oh nein, das ist die alte Magda. Sie hat keine Parzelle mehr bekommen, sondern einen Keller voll Konservendosen. Alle ohne Etikett. Vom Katzenfutter über Bohnen könnte alles drin sein. Wir haben schon ein paar Mal mit ihr getauscht. Eine Konserve stank so bestialisch, dass wir sie entsorgen mussten.

„Hallo Marlene, ganz schön heiß heute, was?“ Magda lächelt mich zahnlos an.

„Allerdings, ich muss noch eine Jauche ansetzen, dann kann ich endlich ins Haus.“ Ich wende mich von ihr ab, als erneut ein Husteln ertönt. Ich unterdrücke ein Seufzen.

„Ich habe mich gefragt, ob du eine Konserve haben möchtest.“ Sie klammert sich haltsuchend an den Gartenzaun.

Resigniert nicke ich. „In Ordnung.“

Magdas Blick wandert zum Brot. Ihre Augen leuchten und sie fährt sich mit ihrer zerfurchten Zunge über die spröden Lippen.

Ich lasse die Schultern hängen. „Also gut, du kannst das halbe Brot haben.“ Magda strahlt mich an und wir tauschen verbeulte Konserve gegen halbes Brot. Die andere Hälfte verpacke ich für Markus.

Günter kommt mit einem Glas Wasser in den Garten und schaut sich um. „Sieht nach nem harten Tag aus.“ Ich nicke nur erschöpft und trinke das Glas in einem Zug leer. Verwundert schaut er sich um.

„Ich hätte schwören können, dass ich Brot gerochen habe.“

Ich weiche seinem Blick aus. „Ja, das hast du auch.“ Wortlos reiche ich ihm die Stulpen und die Konservendose. Er schüttelt nur den Kopf. „Du bist einfach unverbesserlich.“ Er legt seinen Arm um meine knöchigen Schultern. Still betrachten wir zwei Zitronenfalter, die anmutig umeinander tanzend ihr Liebesritual vollführen.

Das lila Seidentuch

von: Gabriele Bayer

Es hat mich schon auf vielen Reisen begleitet. Das lila Seidentuch ist leicht und unglaublich weich. Meine Farbe war es eigentlich nie. Trotzdem liebe ich es. Auf einer meiner Reisen hat sich das lila Seidentuch im Reißverschluss meiner Jacke verklemmt.... es entstand ein unschönes Loch am Rand. Ich werde wohl nach einem neuen Seidentuch Ausschau halten müssen, dachte ich damals.

Aber zu einer, meiner bislang weitesten und längsten Reise, meiner Reise um die Welt, wollte ich den lila Seidenschal noch einmal mitnehmen.

Und auch hier war er mir - wie immer - hilfreich. In Singapur vor der Hitze, in Australien vor dem Wind und in Neuseeland bei kühlen Abenden.

Aber auf meiner letzten Etappe - hier in San Diego - , wollte ich den Seidenschal endlich austauschen.

Der Markt, auf dem ich mich befand, war touristisch und groß. Viele unterschiedliche Hütten mit Handwerkerkunst befanden sich dort. Endlich.... eine Hütte mit Seidenschals... wunderschöne, feine, bunte und fließende Schals wurden angeboten, sozusagen ein Seidenschal-Eldorado für mich..... Ich ließ einige Schals begeistert durch meine Hände gleiten.... so kühl... so schön.... aber: ich konnte mich nicht entscheiden... Sollte und konnte ich den lila Seidenschal wirklich ersetzen? Es wäre eine gute Möglichkeit.... aber ich zögerte.

In diesem Moment schaute eine ältere, an einer Nähmaschine sitzende Dame zu mir herüber und fragte, ob sie mir helfen könne? Ich zögerte kurz, dann schilderte ich die Geschichte meines lila Seidenschals. Die Dame lächelte mich an und fragte, ob sie sich den Schal einmal anschauen dürfe? Ich reichte ihr den Schal.

Sehr vorsichtig und genau begutachtete die Dame meinen Schal. Dann schaute sie mich verschmitzt lächelnd an und fragte, ob ich Vertrauen zu ihr habe. Falls ja, könne sie gerne versuchen, den Schal zu reparieren. Überrascht und erfreut stimmte ich zu... ich konnte es kaum fassen.

Während die Dame mit unglaublicher Geduld und Präzision meinen Seidenschal reparierte, erzählte sie mir aus ihrem Leben und von Ihrem Wunsch, ebenfalls noch viel zu reisen und noch viel von der Welt zu sehen. Nach weniger als 30 Minuten war mein Seidenschal repariert....

Eine Bezahlung lehnte die wunderbare Schneiderin ab. Sie wünschte mir noch viele schöne Reisen...

Noch heute, viele Jahre später wärmt diese wunderbare Begegnung, die ich nie vergessen werde, mein Herz.

Den lila Seidenschal habe ich immer noch. Farblich passt er immer noch nicht zu mir.... Aber: er gehört auf meine Reisen... mehr denn je...

Von Vollpfosten und Pfeilern

von: Sofia Chautems

Die Luft ist schwül. Obwohl ich schnell die Erdoberfläche verlasse und in den Untergrund hinabsetze, verfolgt mich die New Yorker Sommerhitze über die Rolltreppe bis in die U-Bahn-Station. Die 70er Jahre Neonröhren werfen ein gelbliches Licht auf die verfärbten beige Fliesen und lassen die Luft noch drückender wirken. Den Schweiß aus den Augen blinzeln, fische ich meine Kabelkopfhörer aus der roten Umhängetasche und beginne, sie zu entwirren. Unten beim Bahnsteig angekommen, schlendere ich hinter einen Pfeiler der U-Bahn-Station. Es sind zwar nicht viele Leute hier, aber sicher ist sicher. Die wohl weitverbreitetste Regel für die New Yorker Subways ist: Stell dich hinter einen Pfosten, sobald du die Station betrittst. Während ich aufwuchs, las mir meine Mutter immer den Zeitungsbericht vor, wenn wieder jemand vor eine U-Bahn gestossen wurde, stets begleitet von einem belehrenden «das wäre ihr nicht passiert, wenn sie sich hinter einen Pfeiler gestellt hätte».

Endlich schaffe ich es, die Kopfhörer vollends zu entwirren und stecke sie in mein Handy ein. Während die ersten Töne meiner Jazz-Playlist durch die Kopfhörer strömen, betrachte ich die Sticker, die auf den Pfeilern kleben.

Ein Sticker erregt meine Aufmerksamkeit. Ich bin kurz abgelenkt und bemerke deshalb erst zu spät, dass sich mir ein Mann nähert. Er wirkt betrunken und schwankt bei jedem Schritt leicht hin und her. Schnell verschränke ich meine Arme und setze eine abweisende Miene auf. Ich habe bei dieser Hitze wirklich keine Lust, zu reden.

Der Mann wird aber nicht langsamer. Hektisch greife ich in meine Tasche und krame nach meinem Schlüsselbund, um eine Art Selbstverteidigungswaffe zu schaffen. Mit grossem Schrecken muss ich aber feststellen, dass ich meine Schlüssel einer Freundin geliehen habe, damit sie meine Katzen füttert, bevor ich von der Arbeit zurückkomme. Der Mann beginnt, etwas in meine Richtung zu rufen und mein Puls erhöht sich. Angstschweiß vermischt sich mit dem Schweiß von der Hitze und mein Mund wird trocken. Er versperrt den Weg zur Rolltreppe, eine Flucht an die Oberfläche steht ausser Frage. Nur noch wenige Schritte trennen uns und ich wähle voller Verzweiflung die Nummer meiner Mutter, als sich plötzlich zwei Hände auf meine Schultern legen.

«Hey, da bist du ja endlich!»

Ich drehe mich um und blicke in drei fremde Gesichter. Drei junge Frauen in meinem Alter nehmen mich in die Mitte und ziehen mich von dem Mann weg. Aus dem Augenwinkel sehe ich, wie der Mann stehen bleibt. Eine der drei Freundinnen schaut mich besorgt an und fragt, ob alles okay sei. Ich nicke und schaue auf meine zitternden Hände. Die zwei anderen Freundinnen beginnen zu erzählen, dass ihnen das auch schon mehrmals passiert sei und ihre Unbekümmertheit tröstet mich enorm. Schon bald beruhigt sich mein Puls und ich bin imstande, mich zu bedanken. Die drei Freundinnen winken ab und sagen, dass das doch selbstverständlich sei, wir Frauen müssten schliesslich zusammenhalten.

Die U-Bahn fährt ein und wir betreten den hintersten Wagen. Ich drehe mich um und sehe, dass der Mann noch immer neben meinem Pfeiler steht. Gegen vier Frauen anzukämpfen, scheint er sich nicht zu trauen. Die Türen schliessen sich und die U-Bahn verlässt die Station. Eine der drei Freundinnen fragt mich nach meiner Nummer. Ich muss an meine Mutter denken und wie sie ihre Belehrungen über die Pfeiler in den New Yorker U-Bahn-Stationen immer abschloss.

«Manchmal sind diese Pfeiler aus Stein oder Marmor», pflegte sie zu sagen,
«manchmal sind das aber auch Menschen. Falls du das Glück hast, solchen
humanen Pfeilern zu
begegnen, dann halte dich unbedingt an sie, denn sie stützen dich in harten Zeiten.
Und in harten Zeiten ist man zusammen immer stärker als allein.»

Zusammenhalt trotz Unterschiede

von: Harald Schelenz

„Das war jetzt die dritte Schlappe in Folge, die wir einstecken mussten. Ich sag dir, Udo, unsere Jungs sind einfach nicht in Form.“ Während Udo und Herbert sich von der Masse der Fans zum Stadionaussgang schieben lassen, schlingt Herbert noch hastig den Rest Bockwurst hinunter. Dabei landet ein Klecks Senf auf seinem Trikot. Im Gehen versucht er sich den Senf mit einer Papierserviette weg zu reiben.

„Übrigens, wo wir gerade von ‚nicht in Form‘ reden“, wirft Udo ein und zeigt auf Herbert.

„Was, man wird doch mal kleckern dürfen?“

„Ist klar, ich meinte eigentlich, dass dein Feinkostgewölbe ja nun auch schon lange keine Muckibude mehr von innen gesehen hat.“

Herbert tätschelt sich seinen in der Tat recht voluminösen Bauch. „Das ist alles für schlechte Zeiten. Vorsorge ist 15 wichtig. Und überhaupt ...“

„Ja, ja, ich weiß, du warst früher mal ein erstklassiger Sprinter. Hör ich nicht zum ersten Mal.“ Udo winkt ab.

„Glaubst du mir etwa nicht?“, empört sich Herbert.

Doch bevor Udo antworten kann, ertönt eine Stimme zu ihrer Rechten. „Na diese Wampe ist sicher nicht über Nacht entstanden“, kommentiert ein ihnen unbekannter Unterstützer ihrer Lieblingsmannschaft ihr Gespräch lautstark gegenüber seinen beiden Freunden. „Dem Dicken sieht man an, dass er „Das war jetzt die dritte Schlappe in Folge, die wir einstecken mussten. Ich sag dir, Udo, unsere Jungs sind einfach nicht in Form.“ Während Udo und Herbert sich von der Masse der Fans zum Stadionaussgang schieben lassen, schlingt Herbert noch hastig den Rest Bockwurst hinunter. Dabei 5 landet ein Klecks Senf auf seinem Trikot. Im Gehen versucht er sich den Senf mit einer Papierserviette weg zu reiben.

„Übrigens, wo wir gerade von ‚nicht in Form‘ reden“, wirft Udo ein und zeigt auf Herbert.

„Was, man wird doch mal kleckern dürfen?“ 10

„Ist klar, ich meinte eigentlich, dass dein Feinkostgewölbe ja nun auch schon lange keine Muckibude mehr von innen gesehen hat.“

Herbert tätschelt sich seinen in der Tat recht voluminösen Bauch. „Das ist alles für schlechte Zeiten. Vorsorge ist 15 wichtig. Und überhaupt ...“

„Ja, ja, ich weiß, du warst früher mal ein erstklassiger Sprinter. Hör ich nicht zum ersten Mal.“ Udo winkt ab.

„Glaubst du mir etwa nicht?“, empört sich Herbert.

Doch bevor Udo antworten kann, ertönt eine Stimme zu ihrer 20 Rechten. „Na diese Wampe ist sicher nicht über Nacht entstanden“, kommentiert ein ihnen unbekannter Unterstützer ihrer Lieblingsmannschaft ihr Gespräch lautstark gegenüber seinen beiden Freunden. „Dem Dicken sieht man an, dass er sein ganz eigenes Trainingsprogramm verfolgt.“ Die beiden anderen brechen in hämisches Gelächter aus.

Während Herbert einen roten Kopf bekommt und Udo den Mund zu einer passenden Antwort öffnet, schiebt sich eine Gruppe gegnerischer Fans zwischen sie. „Wohl keine gute Kinderstube 5 genossen?“, spricht der muskulöse Kerl, der die Gruppe anführt und sich an Herberts Kritiker wendet. „Über das Aussehen von anderen macht man sich nicht lustig, klar? Also fang bloß keinen Streit an.“ Er lässt eindrucksvoll die Muskeln spielen. 10

Die anderen drei verstehen die Warnung glücklicherweise und entfernen sich.

„Danke für die unverhoffte Unterstützung, Mann“, prostet Herbert dem Fremden mit seinem Becher Bier in der Hand zu.

„Kein Ding, immerhin sind wir doch alle aus dem gleichen 15 Grund hier. Solche Kerle wollen nur Stunk. Macht's gut!“ Er hebt die Hand zum Gruß und er und seine Freunde bahnen sich einen Weg in Richtung Parkplatz, während Herbert und Udo zu Fuß den Weg zu ihrer Lieblingskneipe einschlagen.

Als die beiden vor Ernas Kneipe ankommen, fällt ihnen eine 20 kleine Gruppe von Individuen mit einem nicht ganz so individuellen Kleidungsstil auf. Anscheinend waren diese so sehr um Ordnung besorgten und beeindruckend breitschultrigen Vorzeigebürger mit ihren schwarzen Stiefeln gerade dabei, einen jungen Mann fremdländischen Aussehens einzuschüchtern. 25

„Denn uns gefällt deine Nase nicht“, erklingt die heisere Stimme eines der Individuen. Udo und Herbert erkennen sofort, was da vor sich geht. Ohne zu zögern bahnt Herbert sich einen Weg durch die Gruppe zu dem Bedrängten hin. „Mensch, Erwin, da bist du ja endlich!“

Kellergeruch

von: Johanna Wagner

Ich weiß nicht, ob deine Kleidung nach Keller riecht,
oder du nach Keller riechst,
Auf jeden Fall ist diese Kleidung in diesem Sack, in dieser Wohnung, in diesem Flur.
Und macht, dass dieser Flur nicht mehr nach Flur riecht sondern nach Keller
Und erinnert mich daran,
dass ich zum Altkleidercontainer muss
und daran, wie du mal gerochen hast.
Oder daran, dass du mir immer vorgeworfen hast, dass ich Sachen immer nur
anfange,
aber nie zu Ende bringe.
Hier noch mehr Dinge, die du zu mir gesagt hast:
-dass ich jetzt noch essen kann was ich will, später aber nicht mehr, da würde ich
dann direkt in die Breite
-dass ich nicht so aufgesetzt reden soll, sondern einfach normal
-dass ich nie meinen Frieden finden werde, wenn ich immer wieder aufliste wann,
wer und wie ungerecht zu mir war.

Ich weiß nicht, ob du das Prinzip von Ebay-Kleinanzeigen wirklich nicht verstehst
Oder du einfach nicht verstehen willst
Auf jeden Fall hast du mich immer wieder gefragt wie das geht und ob ich das jetzt
wirklich so einfach machen kann
Und als ich dann gesagt hab:
ja klar kann ich das einfach so machen, alle können das einfach so machen
warst du sehr beeindruckt.
Das erinnert mich daran,
dass ich deine Kleidung auch einfach bei Ebay-Kleinanzeigen hochladen könnte.
Und daran, dass man dich schon beeindrucken konnte, nur eben nicht mit allem.
Hier ein paar Dinge, die man bei Ebay-Kleinanzeigen nicht einfach so machen kann:
-Einfach Fotos von einem Sack hochladen –niemand holt den ab. Die Leute wollen
Tragebilder
-Tragebilder –Die Nachrichten möchte man sich wirklich sparen
-Auf solche Nachrichten antworten –Die Romantik eines Ebay-Kleinanzeigen Flirts ist
eine Erfindung

Ich weiß nicht, ob es komisch ist, wenn jemand deine Kleidung trägt.
Oder es komisch ist, wenn niemand sie mehr trägt.
Nachdem du sie getragen hast
In meiner Wohnung, meinem Keller, meinem Flur.
In dem dieser Sack steht und den Weg versperrt
Und mich daran erinnert,
dass ich zum Altkleidercontainer muss.

Pocahontas

von: Michaela Gawlick

Der Kühlschrank brummt. *Alte, kapiert es endlich*, scheint er mir zuzurufen. Nachdem ich sämtliche Fächer zum dritten Mal durchwühlt habe, steht fest, dass er recht hat. Da sind keine Eier mehr. Die brauche ich, um den goldgelben American Cheesecake, der mir schon auf dem Foto in der Illustrierten das Wasser im Munde hat zusammenlaufen lassen, zu zaubern. Das trifft es, denn ich bin Kuchen-Mentalistin. Die meisten, so acht von zehn, backe ich in Gedanken. Heißt, ich plane es ganz fest, stelle mir vor, wie ich die Zutaten in der Schüssel verrühre, die Form in den Ofen schiebe und das Prachtstück nach gegebener Zeit herausziehe. Ich rieche den Duft förmlich. Und dann kommt das Leben dazwischen. Aufräumen, mit der Katze Gassi gehen, ja, das macht sie gerne, ist aber eine andere Geschichte. Irgendwas ist immer. Heute nicht. Mit Portemonnaie und Haustürschlüssel in der Tasche schwingen mich aufs Rad. *Na prima, am Samstag zum Supermarkt. Selbst schuld, Michaela.*

Der Laden in unserem Veedel wirbt damit, Lebensmittel zu lieben (alles andere wäre seltsam oder?) und ist für seine übersichtliche Größe gut bestückt. Reflexartig greife ich zum Einkaufswagen. Mein Unterbewusstsein weiß anscheinend, dass es nicht bei dem Eierkarton bleiben wird. Ich pirsche durch die Gänge. Eine sonore Stimme kündigt die Preis-Knaller zum Wochenende an. *Och, Kaffee? Könnte ich. Wird ja nicht schlecht.*

An der Kasse angekommen, finden sich die Freilandeier in bester Gesellschaft mit einer Schale Himbeeren, dem Angebots-Koffein und einer Tüte Chips. Habe ich nicht erst vorige Woche dem Mann meines Vertrauens vollmundig erklärt, die fettigen Dinger nicht mehr zu kaufen? Die Sendung, in der gezeigt wurde, dass mein Belohnungszentrum auf die Kartoffelscheiben genauso reagiert, wie das einer Ratte, hat mich geschockt. Richtig nachhaltig, wie es aussieht. Ich zucke mit den Schultern und steuere die Zielgerade an. Die Kassiererinnen in unserem Veedel sind nicht in Discounter-Geschwindigkeit unterwegs. Ein Schwätzchen mit der meist älteren Kundschaft ist immer drin. Statt mit den Augen zu rollen, habe ich beschlossen, es positiv zu sehen. Das Seniorenheim ist um die Ecke, der Gang zum Supermarkt für viele Bewohner das Highlight des Tages. Die Dame mit dem grauen Dutt berichtet, dass es dem Enkelchen mit dem gebrochenen Arm wieder besser gehe. Damit meine frischgebackene Motivation nicht in sich zusammenfällt wie geschlagene Sahne an diesem Juli-Tag, entscheide ich mich für die andere Kasse. Check. Nur drei Leute, wenig auf dem Band. Könnte klappen. Der Junge vor mir, ich schätze ihn auf fünf, sechs Jahre, stupst seine Mutter an. „Duhu, Mama?“ „Ja, Schatz?“ Sie steckt das Smartphone in die Jeanstasche, wendet sich ihrem Sohn zu.

„Ist das ein Mann oder eine Frau?“

Der Kleine zeigt auf das Wesen an der Kasse mit den schulterlangen dunklen Haaren, die derart glänzen, dass sich ein leiser Neid in meinem Inneren regt. Selbst wenn ich sämtliche Stylingprodukte ausprobierte, die der Laden zu bieten hat, käme ich da nicht dran. Von der Länge der Traumähne mal abgesehen. Stille. Selbst der Werbe-Stimme aus dem Lautsprecher hat es die Sprache verschlagen.

Die Mutter, deren Gesichtsfarbe sich den Tomaten im Einkaufswagen angepasst hat, streift die Hände an der Hose ab.

Mit der möchte ich nicht tauschen, durchzuckt es mich.

Die Person an der Kasse legt die Bananen auf das Scanner-Feld. Ein feines Lächeln umspielt den Mund.

„Äh, weiß nicht, vielleicht ein Mann auf dem Weg zur Frau oder.“ Weiter kommt die Mittvierzigerin nicht.

Die Kassiererin, die sich vorhin nach dem Ärmchen des Enkelkindes erkundigt hat, beugt sich zu uns herüber.

„Dat is unser Pocahontas“ schallt es durch den Laden.

Im Cockpit unserer Kasse wird aus dem Lächeln ein strahlendes Lachen, das bis in die braunen Augen hüpf.

DANKE!

von: Silke Wiegand

Am Eingang des Dorfes steht eine Zimmertür gegen ein Verkehrsschild gelehnt, darauf in großen Lettern dreimal untereinander: „DANKE“. Mit weißer Farbe gepinselt, die in einem der Keller dem schlammigen Wasser getrotzt hat. Unzählige Helfer sind gekommen, um zu retten, was zu retten ist, um wegzuräumen, was unrettbar verloren ist und um die angesichts der Katastrophe Untröstlichen zu trösten.

Marie trägt Gummistiefel und eine kurze Hose. Ihre Beine sind voller Schlamm. Mit der linken Hand hält sie sich am Geländer der Treppe fest, die in ihren Keller führt, mit dem rechten Arm drückt sie zwei Fotoalben an sich, aus denen leise braunes Wasser tropft. Wortlos streckt sie mir die Alben entgegen, als solle ich ihr die Erinnerungen unversehrt zurückgeben. Zwecklos. Wie alles in ihrem Keller, in dem eine Woche unbehelligt das Wasser des Flusses gewohnt hat, sind die Fotos der Kinder, Eltern, Großeltern, der eigenen Jugend unwiederbringlich verloren. Ständig kommen Menschen nach oben. Mit durchweichten Kisten, tropfenden Plüschtieren, Büchern, deren Seiten niemand mehr lesen kann. „Macht mal Platz“, ruft einer, nicht ahnend, dass hier die fassungslose Hausbewohnerin steht. Ich schaue ihn eindringlich an, er sagt „Entschuldigung, ich wusste nicht...“. Marie nickt. „Ist schon gut. Ich bin Euch so dankbar.“ Ich drücke einer jungen Frau die Alben in die Hände, nehme Marie in die Arme. Sie lässt sich fallen, weint, bebt. Ich weine auch.

Schließlich löst sie sich von mir, sagt „Ich danke Dir. Wie heißt Du denn?“ Ich nenne meinen Namen, sie drückt meine Hände. Ich bilde mir ein, Hoffnung in ihrem Blick zu erkennen. Ich lächle ihr zu und gehe wieder nach unten. Im Keller sagt jemand „Dann wollen wir mal!“. Schon schlägt mir ein Geruch entgegen, der mich in die Knie zwingt. Die Helfer haben die Gefriertruhe geöffnet. Nach einer Woche ohne Strom im dreckigen Wasser. Es raubt mir den Atem, ich beschließe, ein Feigling zu sein und mir eine neue Aufgabe zu suchen.

Als hätte sie meine Gedanken gelesen, fragt mich eine Frau mittleren Alters, ob ich mitkommen könne ins Nachbarhaus, der Eigentümer sei schon über achtzig. Auch in seinem Keller liegen Kartons, umgestürzte Regale, Spielzeug der Enkelkinder. Ich greife die erstbeste durchweichte Kiste.

Weihnachtsdeko fällt mir entgegen. „Pack es hier rein“, sagt eine Frau und hält mir einen

Wäschekorb hin. Ich drehe mich um, es ist Sabine aus meinem Schwimmverein. „Wohnst Du hier?“, frage ich erstaunt. „Nein, mein Vater.“ Ich nicke kurz und packe eilig den Inhalt der Weihnachtskiste in den Korb. Jemand nimmt ihn mir ab und gibt mir einen leeren. Wie von selbst haben sich Abläufe eingespielt, um dem Chaos die Stirn zu bieten. Eine weitere schlammige Kiste enthält Karnevalskostüme. Ich denke kurz, dass man sie noch waschen könnte, aber das muss jemand anderes entscheiden.

Sabine kommt wieder. „Hilf mir mal mit dem Rad.“ Wir gehen zu einem Heimtrainer, Modell „Trimm dich fit“ aus den Siebzigern. Sabine setzt sich drauf, tritt ins Pedal, das einen quietschenden Laut von sich gibt. Wir lachen. „Endlich kommt dieses Ding weg.“ Sie freut sich ein bisschen. Ihr Vater sitzt auf einer Bank und schaut ungläubig den Menschen zu, die seine Vergangenheit abtransportieren. Wir tragen das Rad an ihm vorbei auf die Straße, wo es von einem kräftigen Mann der Müllabfuhr in Empfang genommen wird. Schon den ganzen Tag fährt er mit seinen Kollegen den

Müll weg, der aus den Kellern ins Freie befördert wird. Unentgeltlich, unermüdlich, unbeeindruckt. Auch den Heimtrainer wirft er ohne zu zögern in den großen Schlund des Müllwagens.

Ich muss mich ausruhen. Seit sieben Stunden renne ich treppauf, treppab, packe, schlepe, tröste, lache, weine. Der Strom der Helfer reißt nicht ab. Ich sehe aus, als hätte ich im Schlamm gebadet. Am Ortsausgang fällt mein Blick auf die „Danke“-Tür. Ich lächle kurz und gehe in mein vom Wasser verschontes Haus mit den intakten Erinnerungen und den trockenen Karnevalskostümen.

DANKE. DANKE. DANKE.

Kein Shit-Job mehr

von: Franziska Bauer

Anfang 2022, also im dritten Jahr der Coronapandemie, brachten mich ein Harnwegsinfekt und ein manifest gewordenes Vorhofflimmern für einige Tage ins Spital. Dort hatte ich Gelegenheit, die Betreuung durch das hochmotivierte Krankenhausteam bewundernd zu beobachten, schätzen zu lernen und am eigenen Körper zu erfahren: Ich war dort in besten Händen.

Obwohl die MitarbeiterInnen meist im Laufschrift unterwegs waren, kam ich mit einigen von ihnen auch kurz ins Gespräch, wenn ich sie nach ihrer Berufszufriedenheit befragte, und die war, wie ich feststellen konnte, durchwegs hoch.

„Diese Arbeit muss man gerne tun, oder man wählt sie erst gar nicht,“ meinte die junge Serviceassistentin Vanessa B., während sie mein Bett frisch bezog.

Sechszwanzig war sie, rank und schlank, und hatte ausdrucksvolle Augen mit sorgfältig gezupften Brauen; Mund und Nase waren, wie es sich gehört, von einer FFP2-Maske bedeckt.

Dabei war sie ursprünglich zur Einzelhandelskauffrau ausgebildet worden und war nach dem Lehrabschluss in der Lampenabteilung eines großen Möbelhauses gelandet. Ihr Auftrag dort war es gewesen, möglichst viele Lampen zu verkaufen, und wenn die KundInnen nicht von selbst zu ihr kamen, hielt sie ihr Vorgesetzter dazu an, in der benachbarten Vorhangabteilung auf die Leute zuzugehen und ihnen Lampen anzubieten. Sie musste also Bedürfnisse bei ihnen wecken, die sie an sich gar nicht hatten.

„Wieso soll jemand eine Lampe kaufen, der gar keine braucht?“, meinte Vanessa. Das habe sie in einen derartigen Gewissenskonflikt gebracht, dass sie den Verkaufsjob kündigte, um sich ein sinnvollerer Betätigungsfeld zu suchen, und so war sie im Gesundheitswesen gelandet. Und obwohl der Schrittzähler ihrer Uhr an manchen Tagen die zwanzigtausend erreiche, sei sie hier im Krankenhaus viel glücklicher als vormals im Möbelhaus. Sie spüre, dass sie den PatientInnen etwas Gutes tue, indem sie zu deren Wohlbefinden beitrüge, und damit lebe es sich leichter.

„Meine Hochachtung, Vanessa, es ist mir eine Freude zu sehen, dass ein junger Mensch wie Sie so denkt und Anständigkeit und tätige Nächstenliebe lebt – in einer Welt, die das Profitstreben vor alles andere setzt und soziale Verantwortung geringschätzt. Viel Freude in Ihrem so wichtigen Beruf,“ sagte ich. Vanessa sah mich nachdenklich an. Ja, es fehle bei vielen an sozialer Verantwortung, und die Beziehung zu Mitmenschen bleibe vielfach völlig unverbindlich. Sie beobachte das in ihrem Freundeskreis auch in Liebesdingen: Wenn es mit der einen nicht klappt, dann versuche man es eben bei der nächsten, nur nicht festlegen, nur nicht binden.

Schade, das sie hätte gerne eine Familie und Kinder, aber das sei alles gar nicht so einfach bei soviel Unverbindlichkeit ...

„Aber beruflich bin ich sehr zufrieden, jetzt, wo ich keinen Shit-Job mehr habe und etwas Sinnvolles tun kann. Das ist ja schon was. Und Ihnen noch einen schönen Tag.“

Sprachs und eilte weiter, um ihre Pflegedienste den Patient(inn)en in den benachbarten Krankenzimmern angedeihen zu lassen. Was für eine wunderbare junge Frau!

Tante Wollli

von: Ingrid Bahß

Erntezeit. Die Traktoren, der Mähdrescherkommen nicht zur Ruhe. Regen ist angesagt. Das Getreide muss in großer Hast geerntet werden. Alle Mühe könnte sonst umsonst gewesen sein. Der Großbauer steht neben der Dreschmaschine und fuchtelt wild mit den Armen. Seine Frau kommt mit einer Frage im Gesicht zu ihm. Mit einer kurzen knappen Handbewegung jagt er sie ins Haus zurück. Sie läuft verhuscht an den Kochtopf. Drei Kinder sind da. Zwölf, sechs, zwei Jahre alt. Die beiden Kleinen hängen sich erschrocken in das Gesicht der Mutter. Den Rest des Tages verbringen sie in der Kammer. Dann hören sie ein Klopfen an der Tür. Anna öffnet. Dort steht Tante Wollli. „Schaut nur“ sagt sie „ich bringe euch eine Schale Pudding.“ Plötzlich ist da jemand, der sich um sie sorgt. Als die sechsjährige Anna fragend zu Tante Wollli aufschaut, meint diese „Ich komme gerade vom Feld. Heute geht es mir nicht so gut, ich habe Heimweh nach meinem fernen Dorf.“ „Warum so fern?“ fragt Anna. „Dort, wo jetzt Polen ist, habe ich mein Leben verbracht. Wir mussten flüchten. Euer Vater hat mich aufgenommen. Auf der Flucht ist mein kleiner Kurti erfroren. Nun bin ich hier und arbeite täglich auf dem Feld.“ „Erzähl uns mehr!“ bittet Anna. „Ach Kinder... ich will euch mehr erzählen... später vielleicht...“ Am nächsten Tag ist Anna verzweifelt. Nichts glückt ihr, Sie kann ihren Murmelbeutel nicht finden, läuft auf den Hof und sucht die Mutter. Doch die steht mit versteinertem Gesicht in der Stalltür. Sie hatte nicht den Mut, sich gegen den Vater zu wehren. Anna flieht verzweifelt zu Tante Wollli. Die hat zum Glück gerade Mittagspause. Als sie Annas erschrockenes Gesicht sieht, nimmt sie das Mädchen in den Arm und lässt sich erzählen was geschehen ist. Anna schluchzt „Ich wollte doch nur...der Murmelbeutel, er ist weg! Und Mamahat nie Zeit.“ Tante Wollli sagt: „Schau, ich habe eine Nähmaschine, damit kann ich Kleider, Röcke, Hosen und sogar Murmelbeutel nähen. Komm mal her, wasch` dir das Gesicht und schenk mir dein Lächeln.“ Anna will gerade zum Waschbecken gehen, da passiertes. Auf dem Hocker steht ein Topf mit kochendem Wasser. Anna stolpert und brüllt vor Schmerz als das Wasser über ihren Arm wütet. Es ist Glück im Unglück daß Doktor Anton im Nachbarhaus wohnt und schnelle Hilfe leistet. Doch Anna muß ins Krankenhaus. Tante Wollli besteht darauf, Anna jeden Tag zu besuchen. Der Bauer tobt und gibt Anna die Schuld am Missgeschick. Doch Tante Wollli läßt sich nicht beirren. Die Mutter kann die Kühe nicht allein lassen. Sie müssen gemolken werden. Sie kommt zu Anna und bittet sie um Verständnis. Tante Wollli hat Anna einen zauberhaften Murmelbeutel genäht. Einen aus geblütem Stoff. Dort steht in Stickschrift „schnipp, schnapp“ Inzwischen ist Annas Wunde so gut wie geheilt. Jahre später, Anna ist inzwischen erwachsen, denkt sie an Tante Wollli und eine große Sehnsucht überkommt sie. Tante Wollli war in eine ferne Stadt gezogen. Doch es gibt Freunde, die kennen die Adresse. Anna macht sich auf den Weg nach Bremen. Sie ist sehr aufgeregt. Wer würde ihr da entgegenkommen? War es immer noch ihre liebe Tante Wollli? Dann kommt sie zu den kleinen Häuschen ganz nah am Hafen. Sie atmet tief durch, dann schellt sie an der Tür. Eine sehr alte Frau öffnet. Das war ihre Tante Wollli und sie hatte sich nicht verändert. Einen kurzen Augenblickschauen sich die beiden an. Dann liegen sie sich in den Armen. „Rein mit dir“ ,sagt Tante Wollli. Das alte Vertrauen ist da. Und welch` eine Freude: Tante Wollli holt einen Stapel alter Fotoalben hervor und immer wieder sind dort Fotos von Anna und ihren Geschwistern zu finden. In Annas Elternhaus gibt es nur zwei Anna-Fotos. Eins wo sie als Baby auf dem Tisch liegt und das andere ist ein Einschulungsfoto. Und hier bei der Feldarbeiterin Klara Wolter gibt es so viele

Fotos, die von der Liebe zu Annasprechen. Kurze Zeit später teilt Tante Wollis Sohn Max Anna mit, daß Tante Wolli gestorben ist.

Meine neue Klinik

von: Jochen Stüsser-Simpson

Am Anfang sind wir zu zweit und noch vor der Morgenbesprechung.

„Mama, Mama.“ Verwirrung, Taumel. Sie lässt die Hand nicht los, die sie hält, meine Hand. Vorsichtig entwinde ich mich zur Morgen-Besprechung, hinter mir heisere Mama-Rufe.

Blutabnahme, freundlich und zügig die Schwestern, keine Native Speaker, doch wir verstehen uns gut. In jedem Zimmer das Rauschen der Heizungsanlage, auch das Fließen des Wassers. Durch die Geräusche des Ortes hindurch auf dem Flur noch immer, immer noch das Rufen, schwächlich und in zunehmenden Abständen, dann kaum vernehmbar, aus dem Zimmer, welche Nummer gleich, hinter der dicken Tür im zweiten Quergang.

Sich ziehende Visite, auffällig die Goldknöpfe am Kittel des Kollegen, in der Ferne: Mama. Anschließend: Vorbereitung der Entlassungen, Erstellen der Arztbriefe, einen starken Kaffee zur Anamnese.

„Mama, Mama.“

Ich öffne die Tür und sehe hinein, sie streckt die Hand aus. Hat sich die Wolke gelichtet, soll ich die Beruhigungsmittel anders dosieren, reine weiße Gegenwart herstellen? Schon bin ich gegriffen, meine Hand wie im Schraubstock, woher kommt diese Kraft? Hervorkommt zwischen schmalen Lippen: „Mama“. Klingt dies liebevoll, oder trostlos? Kann sie unterscheiden zwischen Hell und Dunkel, zwischen Schmerz und Nicht-Schmerz? Lass meine Hand los. Weshalb kann sie sich nicht wie andere Alte mit irgendeinem Gott verständigen? Ihr fällt Haar ins Gesicht, verleiht ihr etwas Unbekümmertes. Sieht sie mich an, verwechselt sie mich? Als wenn Mama das Paradies wäre. Geburt ist auch Verlust und Trennung, erst durch den Geburtsschock werden die Sinne stimuliert. Ich drücke ihr die Hand, es gibt kein Zurück, der Weg ist versperrt, ein für allemal! Lächelt sie zur Decke oder zu mir, erwacht ihr Bewusstsein so weit, dass sie mich sieht? Lass mich bitte los, ich bin nicht gemacht für solche Anlässe, hier nur zur Vertretung. Könnte zwar bleiben – bei dem augenblicklichen Ärztemangel, meine seit einigen Jahren routinierte Ortlosigkeit beenden. Jedenfalls bin ich eingesprungen, fremd hier und deshalb besonders zeitknapp, vertraut ist die überall gleiche DRG-Software zur Abrechnung, sonst fast nichts.

Mit sanfter Gewalt befreie ich mich, bereite im Ärztezimmer die verschiedenen Untersuchungen vor. Hier werden noch Zettel ausgefüllt für das Röntgen, die Endoskopie, den Ultraschall. Vor den Spiegelungen schiebe ich eine Pause ein, um nun sie zu durchleuchten, um ihr Gesicht aus dem Kopf und von der Seele zu haben, um es zu verdünnen und zu verflüchtigen auf die wesentlichen Daten, ich sehe nach in der Akte. Sie ist über Neunzig, geboren in Prag. Vielleicht ist ihre Erkenntnis der Welt vor Jahren schon eingefroren, abgelagert in irgendeinem Winkel ihres zerdehnten, realiter natürlich geschrumpften Hirns. Vielleicht aber auch nicht.

Vielleicht beginnt für sie jeden Morgen derselbe Tag, sicher ist das nicht.

„Mama, Mama“. Ich sehe viele Gesichter, viele Gesichter laufen über mich, durch mich, wenige bleiben haften. Meine Tür steht offen, ihres gehört dazu. Eigentlich habe ich überhaupt keine Zeit für sowas. Als ich auf ihrer Bettkante sitze, flüstert sie „Mama“, nicht ratlos, nicht panisch, doch schmeichelnd in Richtung meines Bartes.

Ich halte ihre Hand und höre mich sagen, klar und deutlich:

„Hier.“ Vielleicht sollte ich mal in einer Klinik bleiben...

Familie

von: Christina Reinemann

Mohammed drehte sich in seinem Bett um, ein paar Minuten nur. Nur noch ein paar Minuten wollte er liegen bleiben. Er war müde. Müde und erschöpft. Doch es half nichts, er brauchte seinen Job als Auslieferungsfahrer bei der Bäckerei. Jeden Morgen um vier Uhr startete seine Schicht. Ein kleiner Zuverdienst zu den Leistungen vom Sozialamt. Seit er in Deutschland war, arbeitete er noch mehr als in seinem Heimatland Somalia. Dabei lebte er nicht etwa in Saus und Braus, nein, er bewohnte ein kleines bescheidenes Zimmer in Schwerin. Das Zimmer wurde vom Sozialamt bezahlt. Dazu bekam er Geld für seinen Lebensunterhalt. Die Hälfte davon und sein gesamtes Gehalt von der Bäckerei schickte er nach Hause zu seiner Frau und seinen drei Kindern, zu seiner Mutter, seinem Vater und den Geschwistern. In sechs Jahren sollte er zurück kommen. In diesen sechs Jahren sollte Mohammed genug Geld verdient haben, damit die Familie davon leben konnte. Sicher, seine Geschwister hatten auch eine gute Arbeit, als Lagerarbeiter in Somalia, aber das Geld, das sie verdienten reichte gerade so aus für Lebensmittel. Deswegen hatten sie entschieden, dass Mohammed nach Deutschland reisen sollte, um dort zu arbeiten. Die ersten drei Jahre war alles gut gewesen, doch nun kam die Bezahlkarte für Migranten.

Eine Bezahlkarte, mit der er Lebensmittel kaufen konnte, aber kein Geld abheben. Einen

Tag lang hatte Mohammed geweint, Lebensmittel konnte er nicht nach Hause schicken,

Geld schon. Das Geld von der Bäckerei blieb ihm noch und er hatte angeboten mehr Schichten zu fahren, um mehr Geld zu verdienen. Sein Chef war erfreut gewesen und er hatte Mohammed gesagt, wenn er Arbeit suche, könne er im Supermarkt nachfragen oder bei Bauunternehmern, die würden im Sommer auch immer Leute suchen. Mohammed hatte nicht alles verstanden, aber er nickte und hatte den Zettel mit den Adressen eingesteckt. Gestern war sein erster Tag im Supermarkt gewesen, wieder ein Minijob, jeden Abend von sechs bis zehn. Danach musste er schlafen, um für den Job in der Bäckerei wieder fit zu sein. Aber als Mohammed gehört hatte, was er verdient, war er erfreut gewesen, 700 Euro sollte er erhalten. Die würde er seiner Familie schicken, dazu 450 Euro von der Bäckerei. Und im Sommer würde er versuchen einen Job bei einem Bauunternehmen zu finden. Ein Kollege hatte ihm gesagt, dass man dort über 1000 Euro in einem Monat verdienen könnte. Schwarz hatte er gesagt. Mohammed hatte es nicht verstanden. Aber er war schwarz, also würde er die 1000 Euro bekommen. Seine Familie würde stolz auf ihn sein.

Doch nun musste er aufstehen, um Brötchen auszuliefern. Danach würde er in der Frühschicht, von sechs bis neun im Supermarkt Regale einräumen.

Fantastische Menschen

von: Svetlana Kabanova

Sie sind fantastische Menschen! Erkennen Sie sich wieder? Natürlich, denn ich spreche ja von Ihnen!

Es war einmal... Wir lebten wie eine typische Familie. Wir arbeiteten, ging mit Freunden aus, besuchten Konzerte, fuhren in Urlaub und liebten Pizza Napoletana in der Pizzeria nebenan. Aber dann hatte Russland die Ukraine brutal angegriffen, und wir haben es sehr ernst genommen: mein Mann stammt aus der Ukraine, und wir haben Verwandte und Freunde dort.

Sobald der Krieg begann, gaben wir der Caritas unsere Nummern als freiwillige Übersetzer. Einige Zeit später erhielten wir einen Anruf, in dem wir gebeten wurden, ukrainischen Flüchtlingen zu helfen, einen Arzt aufzusuchen. Es handelte sich um eine ältere Frau von über 80 Jahren und ihre Tochter. Mutter hatte eine Krebserkrankung und brauchte dringend Medikamente. Wir gingen gemeinsam zum Arzt, und der Arzt verschrieb sie.

Es stellte sich heraus, dass die Mutter und Tochter nur mit einem Rucksack gekommen waren. Der Evakuierungszug, in den sie einstiegen, war sehr klein. Diejenigen, die fahren wollten, waren daher gezwungen, ihre Koffer auf dem Bahnsteig zu lassen. Mutter und Tochter fragten, ob wir Ersatzzahnbürsten, Shampoo und Unterwäsche zum Wechseln für sie hätten. Ich habe alles gekauft.

Dann trafen mein Mann und ich andere ukrainische Flüchtlinge, und sie brauchten auch das Nötigste. Wir haben vieles selbst gekauft, aber als der Bedarf immer größer wurde, habe ich unsere Familie, Freunde und Nachbarn um Hilfe gebeten. Eine Menge fantastischer Menschen haben sich gemeldet!

Es wurden so viele Sachen hereingebracht, dass wir das Gästezimmer in einen Lagerraum umwandeln mussten. Schauen Sie mal! Es gibt Kisten, Tüten, Klebeband, Marker, Schere, Papier und ausgedruckte Adressen. Oh, es klingelt an der Tür. Fantastische Menschen sind gekommen!

Regina brachte T-Shirts, Socken und Mützen für die Streitkräfte mit. Sowie eine Jacke von ihrem Mann, der bei der Bundeswehr gedient hat. Markus spendete Schlafsäcke und Isomatten, die auch von den Soldaten dringend benötigt werden. Eva brachte Decken und Kissen für die Krankenhäuser. Klara sammelte bei ihren Nachbarn mehrere Säcke mit Kleidung für Binnenflüchtlinge. Peter brachte Verbandsmaterial, Viktoria - Antiseptika und chirurgische Masken für Feldlazarette.

Agnes, Dirk und Jakob haben viele verschiedene Kleider und Geschirr mitgebracht. Wir werden diese Sachen an die ukrainischen Flüchtlinge, die nach Nordrhein-Westfalen gekommen sind, verteilen. Aber zuerst müssen wir uns vorbereiten: die Kleidung nach Größen sortieren und in Kisten packen. Auch das Geschirr muss in Kisten gepackt werden, nicht wahr? Was Flüchtlinge zuerst brauchten? Genau: Teller, Töpfe, Besteck, Pfannen und Wasserkocher.

Jetzt schalte ich eine Social- Media- Anzeige, um Spenden weiterzuleiten. Ich setze einen Termin fest, und dann kommen fantastische Leute und holen sich die Sachen, die sie brauchen. Später kommen viele von ihnen wieder, aber jetzt um etwas zu spenden und es mit anderen Bedürftigen zu teilen.

Aber am tollsten waren fantastische Kinder! Lena, Johanna und Felix brachten Süßigkeiten, die sie im Karnevalszug gesammelt oder von ihrem Taschengeld gekauft hatten. Sophia kaufte eine Tafel Schokolade und überreichte sie mit Tränen in den Augen. Wir haben Sophia ein Bild geschickt, wo Oksana, ein Mädchen aus Charkiw, diese Tafel Schokolade in der Hand hält und ebenfalls weint. Aus Dankbarkeit für das Geschenk. Aber auch, weil ihr Vater im Krieg gefallen ist.

Ben brachte uns einen Osterhasen und wünschte allen ukrainischen Kindern ein friedliches Osterfest. Alexander spendete seinen Schulranzen für einen Grundschuljungen. Birgit brachte einige ihrer Stifte und Farben mit. Vera hat ihre Lieblingspuppe mitgebracht.

Ich möchte auch die fantastischen Fahrer erwähnen, die unsere humanitären Güter in die Ukraine bringen!

Ich danke Ihnen allen ganz herzlich! Für Ihr Mitgefühl, Ihr Vertrauen und Ihre Unterstützung! Gemeinsam sind wir stark!

Werde wie Wasser

von: Anne Krings

Die Mauer steht! Nach innen, nach außen, durch die Mitte der Gesellschaft. Stärke, Kampfansage, Schulterschluss. Am Ende Abgrenzung, Konfliktpotenzial, Separation. Wir gegen Die, Links gegen Rechts, Mitte gegen Alle. Zusammenhalt als Kampfansage. Hier werden Steine gestapelt, dort werden Steine geschmissen.

Tauch mit mir ein in eine andere Welt, eine andere Sprache. Betrachte den Zusammenhalt vollkommen losgelöst. Wasser, stets in Bewegung, bewegt. Stets im Ausgleich, ausgleichend. Es lässt sich nicht brechen, es lässt sich nicht greifen und wenn du dich ihm entgegenstellst, fließt es um dich herum. Wenn du dich ihm jedoch vertrauensvoll hingibst, trägt es dich.

Zusammenhalt ist nicht in Stein gemeißelt. Zusammenhalt ist fluide, ein Wechselspiel der Beziehungen. Zusammenhalt ist wie Wasser. Eine starke Anziehung und doch flexibel genug, immer im Austausch zu sein. In der Polarität liegt seine Stärke. Das Abstoßen und Anziehen geben ihm seine Stabilität. Wo wären wir nur, wenn wir nicht zwei Meinungen da sein lassen könnten, und uns jede andere Ansicht einen Zacken aus der Mauerkrone bricht?

Die Mauer erzeugt Druck, Stein an Stein, fest gefügt. Wilde Mischung, Schräglage, Flexibilität nicht erwünscht. Und wehe, der falsche Stein bricht aus dem Gefüge, dann gerät das ganze Bauwerk ins Wanken. Eine Mauer verstärkt die Unterschiede, ist angreifbar. Drinnen und Draußen. Es wird geteilt und getrennt, mit Gewalt in Form gebracht, aller Ecken und Kanten entledigt.

Wasser ist stark, die stärkste Kraft dieser Erde. So wie Steine als starres Element einer ständigen Transformation von außen unterworfen sind und verändert, verwandelt werden, ist Wasser die Veränderung, ist der Wandel, ist die Transformation. Wasser ist pure, gelebte Zusammenarbeit. Es kennt keine Hindernisse, es umfließt sie, untergräbt sie, reißt sie hinfort, durchbricht sie. Es versetzt Berge, formt Landschaften. Es findet immer einen Weg... wirklich immer. Wozu Brücken bauen, wenn wir schon im Flow sind.

Werde wie Wasser! Es ist ungezähmt und zerstörerisch, um dann zu heilen, zu transformieren und auszugleichen. Es weicht Hindernissen aus, statt gegen sie in den Kampf zu ziehen. Es geht nicht mit dem Kopf durch die Wand, es nimmt einfach den Weg des geringsten Widerstandes. Es hat die Zeit auf seiner Seite, steter Tropfen ... Wasser ist ständig in Bewegung und ruht doch in sich. Es lässt sich von äußeren Kräften leiten und bleibt doch Gestalter, stets effizient, effektiv, nährend, lebendig und lebensspendend. Unser Leben baut auf Wasser, nicht auf Fels.

Kein Gebirge hält ewig, jede Mauer wird einst fallen. Festigkeit als Metapher für Stärke und Zusammenhalt schwächelt. Lasst doch das Starre, Unflexible vergehen, zugunsten eines Zusammenhalts, der trägt. Lasst uns eine Gesellschaft formen, die ist wie Wasser. Die ihre Schwächsten trägt, mit Leichtigkeit, fast wie schwerelos. Die alles Schwere, Gestrige sinken lässt, da sein lässt, nicht als Last, sondern als kleine Verwirbelung im Lauf. Die sich aus sich selbst heraus erneuert und nicht ständig neu

gebaut werden muss. Lasst uns den Dreck wegwaschen, die Vergangenheit bereinigen und die Lebendigkeit der Veränderung feiern.

Wenn die Hitze des Gegenschlags zu stark ist, wird auch die Mauer nicht halten. Die vermeintliche Sicherheit wird zur Falle, der Schutzraum zum Kerker. Wasser jedoch verdampft, um sich tragen zu lassen, neu zu formieren und als Regen wieder Leben in die verbrannte Erde zu bringen.

Lasst uns neue Metaphern finden in der Weisheit, die schon vor uns existierte und nach uns sein wird. Zusammenhalt ist die feste innere Bindung des Wassers.

Zusammenhalt ist wie Wasser, also sei wie

Wasser, Mensch! Sei mit allen Wassern gewaschen. Und bedenke, dass in dir viele Kräfte schlummern. Und du bleibst immer gleich, soviel Veränderung und Verformung dir auch von außen passiert – im Inneren wirst du Wasser, bleibst du Wasser, bist du Wasser.

Tränen am Tresen

von: Birgit Sonnberger

An einem Donnerstag spätabends im Pub an der Ecke. Es roch nach dunklem Bier und Frittiertem. Die grüne Hängelampe über dem Tresen schien mehr Schatten als Licht zu spenden. Im Hintergrund lief Grönemeyer. Ein TV-Bildschirm hing mit flimmernden Bildern und einer stummen Nachrichtenschleife an der Wand über der Sitzecke. Zwei Männer in abgetragenen Anzügen hielten sich mit ihren Guinnessgläsern am Tresen fest.

Der lange und knochige Mann beobachtete den kleinen Glatzkopf auf dem Barhocker vor ihm. Eine einzelne Träne rann dem Kleinen über die Wange.

„Hey, weinst du?“, fragte der Lange.

Der Kleine wischte die Träne mit dem Handrücken weg. „Nein, ich war gerade eine Rauchen. Draußen regnet's.“

„Schon klar, ... Regentropfen. Weißt du was mein Vater immer gesagt hat? Ein Indianer kennt keinen Schmerz.“

Der Kleine umklammerte sein Glas und nahm einen kräftigen Schluck. Mit dem Zeichen für Nachschub ließ er das leere Glas quer über die Theke zum Wirt schlittern und starrte weiter vor sich hin. Der Lange ignorierte sein unausgesprochenes *Lass mich in Ruhe*.

„Hey, ich sehe doch, dass du weinst. Weißt du, was mein Vater noch gesagt hat? Ein Junge weint nicht.“

Der Kleine schluckte und hob sein Kinn: „Ich verrate dir jetzt, was mein Vater gesagt hat.“ Er stieß dem Langen eine Handbreit über dem Nabel seinen ausgestreckten Zeigefinger in den Bauch: „Der mit der größten Klappe hat die kleinsten Eier“, das hat er gesagt.“

Der Lange ignorierte den stechenden Finger und bohrte seinerseits weiter nach Streit. „Weinende Jungs sind Memmen, hat mein Vater auch immer gesagt.“ Der Kleine, der nicht eben schwächling war, ballte seine Fäuste: „Pass auf, was du sagst.“ Während er immer lauter sprach, dachte er: „Gleich liegt der mit einem blauen Auge unterm Tisch.“

„Hey, ich habe nur gesagt, was mein Vater gesagt hat.“

Die drei letzten Gäste am Tisch in der Ecke hoben erwartungsvoll ihre Köpfe. Sollte der Abend etwa noch spannend werden?

Mit der Hand, die am Nachmittag noch eine Schaufel voll Erde in ein Loch geschaufelt hatte, wischte sich der Kleine über seine Glatze und dann über die Wangen. In seiner Kehle wurde es bedenklich eng. Sekundenlang passierte nichts. Dann schwappte es aus ihm heraus, Tränen tropften auf seine Hose. „Du hast recht. Ich weine, das war kein guter Tag für mich.“ Der Lange war der Typ, der wusste, wann es genug war.

„Hey, war nicht so gemeint“, er drückte dem Glatzkopf eine Hand auf die Schulter. „Ich weiß doch wie das ist. Jetzt sind wir beide ohne Vater. Übrigens der Pastor hat schön gesprochen.“ Selbst im Dämmerlicht war in seinen Augen ein verdächtiges Glitzern zu erkennen.

Hinter der Theke polierte der Wirt seine Gläser. Bis hierhin hat er dem Elend der beiden schweigend zugehört. Jetzt reichte es ihm. Er knallte drei Gläser auf das polierte Holz und packte den Hals seiner Lieblingsflasche. Er schüttelte sie kräftig, drehte sie um und schlug routiniert mit der Handfläche gegen den Flaschenboden. Dann stellte er sie aufrecht hin, schraubte sie auf und goss ohne Blick drei Likörgläser bis über den Eichstrich voll.

„Man, jetzt reichtes aber mit dem Geflenne.“ Er schob zwei Gläser mit Eierlikör über den Tresen, das dritte hob er hoch: „Prösterchen, auf unsere Väter. Wisst ihr, was meiner gesagt hat? Nix hat er gesagt. Den gab es nämlich gar nicht. Aber meine Mutter hat immer gesagt: ‚Junge, darauf trinken wir einen. Ein, zwei Eierlikörchen und die Welt ist wieder rund‘, das hat sie gesagt.“

Zwanzig Minuten später zog der Wirt den Schlüssel aus dem Schloss und steckt ihn in seine Jackentasche zu der Streichholzschachtel und dem Grablicht. Er wählte die Abkürzung über den Friedhof. Der Pub lag ruhig und dunkel hinter ihm.

Zusammenhalt

von: Wolfgang Schriefer

Beim Wandern erzählen wir, meine Frau und ich, uns oft wahre Begebenheiten aus der Vergangenheit, die der andere noch nicht kennt.

" Wie ging es dir eigentlich damals, als du als Fremde nach Köln kamst," frage ich.

" Oh, mein erstes Semester an der Uni Köln, ich war erst 20, neugierig auf das Leben in der Großstadt, aber auch etwas nervös und unsicher. Der Umzug in ein Hinterhaus in Sülz mit Kohleofen, Waschbecken nur mit kaltem Wasser, undichte Fenster, Klo auf dem Flur, war geschafft. Zwei Zimmer, sehr einfach aber wunderbar hohe Decken, Altbau halt, die Uni fußläufig. Ich war auf mich allein gestellt, niemand aus meiner Familie konnte mir sagen, was mich erwarten wird, wie überhaupt eine Uni funktioniert. Mein Vater war

Kruppianer, meine Mutter Hausfrau."

Sie lacht. " Und... weiter? "

" Jetzt pass auf: im Proseminar 'neuere Geschichte' mussten wir zu zweit Referate vorbereiten. Ich traf mich mit Fried, der ganz in meiner Nähe wohnte. Nach der Arbeit kam der gemütliche und spannende Teil: Herausfinden, wer der andere ist. Fried kam aus Rheinhausen Oestrum, ich aus dem nur 2 Kilometer entfernten Bergheim. Als wir dann feststellten, im gleichen Kindergarten gewesen zu sein, es gab damals nur zwei in der Umgebung, suchte er ein altes Foto aus einem Album heraus und, bei längerem Betrachten der Gruppe von Tante Margret, wir nannten die Betreuerinnen damals alle Tante, erkannten wir uns tatsächlich wieder." "Wahnsinn!", staune ich.

"Ja, wirklich. Fried hatte keine Erinnerungen an diese Zeit, ich nur wenige. Aber woran er sich erinnern konnte, war eine Theateraufführung. Die gemeinsame Premiere war das Märchen 'Rotkäppchen und der böse Wolf'. Fried sagte, dass er den Wolf gespielt hatte. Ja, und ich war das Rotkäppchen gewesen, daran erinnerte auch ich mich dann. Wir haben gelacht und uns riesig gefreut, dass der Zufall uns jetzt im Kölner Geschichtsseminar zusammengeführt hatte. Fast wie im Märchen. Oder?"

" Unglaublich, und jetzt warst du auch nicht mehr allein in der fremden Stadt."

" Genau, wichtig ist, in der Fremde Freunde zu finden, damit man stark ist und es schafft anzukommen. Wir haben es geschafft und wurden beide Lehrer. Fried zog am Ende des Studiums nach München, heiratete, besucht aber regelmäßig seine 93-jährige Mutter in Köln und schaut dann auch bei uns vorbei."

"Ich weiß, ich weiß, ich bin ja meistens dabei," bremse ich ihren Überschwang.

"Was du aber nicht weißt: neuerdings interviewt er seine Mutter zum Thema 'Flucht und Vertreibung nach 45', auch für seinen Unterricht. Ihre ganze Familie floh damals vor den Russen aus Mecklenburg-Vorpommern, ein Drama für

Tausende, ins Ruhrgebiet. Hier gab es Arbeit: Krupp Rheinhausen, Bayer Uerdingen und den Bergbau. Und die Kinder all dieser geflohenen Familien, wie Fried, und all die vielen anderen Arbeiterkinder in Rheinhausen, wie ich, brauchten und hatten - was heute nicht mehr für alle Kinder, vor allem aus einfacheren Verhältnissen, selbstverständlich ist - einen Kindergarten... und Märchen. 'Rotkäppchen und der böse Wolf' war unseres gewesen. Gemeinsam waren wir stark und... es hat geklappt."

Schon das Wort ist nicht einfach es zu greifen. Das Wörterbuch sagt: Zusammenhalten: Festgefügtsein, feste innere Bindung. Zusammenhalt besteht aus zwei Worten: Zusammen und Halt. Schon das ist erklärungsbedürftig. Auf dem Weg ins Theater im Depot fällt eine Perle aus meinem Ohrring. Glücklicherweise merke ich es und fange sie auf. Sie hängt an einem dünnen goldenen „Faden“ der durch ein kleines Loch mit der Perle verbunden ist. Ich gehe mit dem kaputten Ohrring zum Juwelier mit der Bitte die Perle wieder zu befestigen. Die Dame hinter dem Verkaufsschalter sieht mich ein wenig streng an und sagt: „Das ist aber auch nur ein sehr kleiner Punkt an dem die Perle mit dem Ohrring verbunden ist. Kein Wunder wenn das nicht hält.“ Mal abgesehen davon, dass ich wohl eher nicht verantwortlich für die Konstruktion bin und mich die Kritik irritiert, erkläre ich Ihr, dass dieser Ohrring immerhin mindestens 20 Jahre lang gehalten hat. Sie schaut mich ungläubig an.

Zusammenhalt hat also offenbar auch etwas mit gemeinsamer Fläche zu tun. Sekundenkleber lässt sich für kleine und für große Stellen anwenden. Töpfchen und Deckelchen stehen grundsätzlich in einem eher unangemessenen Verhältnis zueinander, aber wenn der Deckel gut eingehakt ist, dann hält es. Yin und Yang schmiegen sich flächengleich großräumig aneinander. Meine Perle hängt (wenn man der Juwelierin glauben darf) nur an einer winzigen Fläche. Und doch hält sie. Wenn es nicht auf die Größe der Fläche ankommt? Worauf dann?

Vermutlich ist es nur entscheidend, dass es einfach eine Schnittmenge gibt. Im Laufe der Zeit mag sie sich vergrößern oder verkleinern. Wichtig ist, dass ein wenig davon bleibt. Etwas auf dem man in mageren Zeiten aufbauen und das man in üppigen Zeiten teilen kann.

Wir für ein besseres Leben

von: Marina Krüger

Ich kannte keinen Zusammenhalt unter Freunden. Ich kannte ihn nur von meiner Familie. Ich hatte Hoffnung auf etwas echtes. Wahren Zusammenhalt unter echten Freunden. Ich würde alles tun, um die Bindung zu ihnen zu schützen. Sie waren wie eine zweite Familie für mich. Nie zuvor hatte sich Freundschaft so angefühlt. Sie waren die loyalsten, ehrlichsten, treuesten und liebevollsten Menschen, die ich je kennengelernt hatte. Jetzt wusste ich, wie es sich anfühlte, in einer Beziehung zu sein und gleichzeitig meine Freizeit mit Menschen zu verbringen, die mich so zu schätzen wussten, wie ich eben war. Ich erfuhr wie frei und ungezwungen das Leben sein konnte. Mein Freund, seine Schwester und unser gemeinsamer bester Freund machten mich überglücklich und halfen mir schon früh, Stück für Stück immer mehr zu mir selbst zu finden, mich auszuleben und zu mir zu stehen. Ihnen hatte ich, zusammen mit meiner Familie, die gute Seite des Lebens zu verdanken. Allerdings durfte die Seite meines Lebens, die mich sehr belastete, niemals davon erfahren. Auch wenn wir alle auf dieselbe Schule gingen, durfte es dort niemand wissen. Es war meine größte Angst. Ich konnte meinen neuen Freunden blind vertrauen und musste sie direkt in meinen Plan einweihen. Ich hatte trotzdem Angst, wie sie reagieren. Als wir uns in Parkers Wohnzimmer trafen, war der Zeitpunkt gekommen. Ich legte direkt los „Ich muss offen zu euch sein. Bitte hört mir bis zum Ende zu. Nur bei euch kann ich ich selbst sein. Ich werde wohl zu viel von euch verlangen. Egal wie ihr reagieren werdet, ich akzeptiere es, also seid ehrlich zu mir. Ich muss mir und meiner Seele Freiraum schaffen. Mein Privatleben muss absolut privat bleiben. Es soll niemand erfahren, was ich abseits der Schule mache und dass wir uns kennen. Parker und ich sind uns einig, unsere Beziehung sehr privat zu halten und ich habe ja bereits Andeutungen gemacht, dass auch ihr in der Schule bitte nichts von uns erzählen sollt. Es ist schon viel privates dort hin gelangt und es ging nie gut aus. Es würde mir alles bedeuten, wenn ihr mich weiterhin so unglaublich unterstützen würdet wie bisher und nichts nach außen dringt. Es würde sich für uns ja nicht viel ändern. Ich liebe und vertraue euch und will euch niemals verlieren. Ich muss die Gewissheit haben, Schul- und Privatleben strikt trennen zu können und daran arbeiten, die Probleme von dort nicht zu sehr mit nachhause zu nehmen, weil ich mehr als diese Probleme bin. Ich muss mir einen privaten sicheren Raum für meine Gedanken und Gefühle schaffen. Ihr müsst euch nicht für mich einschränken, auch du nicht Parker. Ich weiß, es ist eine schwere Entscheidung.“ Parker war nicht überrascht. „Ich stehe immer hinter dir. Ich liebe dich.“ Er setzte sich neben mich und küsste mich. Ich wurde langsam ruhiger. Kurz darauf kam Toby auf mich zu und setzte sich an meine andere Seite. Ich drehte mich in seine Richtung und er schaute mir tief in die Augen. Seine wunderschönen dunklen Augen verrieten ihn bereits. „Du bist meine beste Freundin. Ich würde alles für dich tun und damit meine ich wirklich alles. Du bist neben meiner Schwester der wichtigste Mensch in meinem Leben und das wird auch ewig so bleiben. Ich würde keine Sekunde überlegen Prinzessin. Für mich macht es keinen Unterschied. Uns kann nichts trennen, egal was passiert.“ Ich hatte Tränen in den Augen und er umarmte mich. „Was hast du denn gedacht?!“ Ich schniefte kurz. „Ich weiß auch nicht.“ Er grinste sein verschmitztes schiefes Grinsen.

„Mich wirst du nicht mehr los.“ Ich lächelte aus tiefstem Herzen, als ich sah, wie seine Augen leuchteten. „Ähm, ich will eure Liebesbekundungen nicht stören, aber natürlich bin ich auch dabei! Ihr habt mich gar nicht zu Wort kommen lassen.“ Trara stürzte sich auf uns und wir fielen alle gemeinsam rückwärts auf die Couch und brachen in Gelächter aus. Es war einer der erfülltesten Momente meines Lebens. So einfach kann Zusammenhalt Leben retten, dachte ich später.

Ich kannte keinen Zusammenhalt unter Freunden. Ich kannte ihn nur von meiner Familie. Ich hatte Hoffnung auf etwas echtes. Wahren Zusammenhalt unter echten Freunden. Ich würde alles tun, um die Bindung zu ihnen zu schützen. Sie waren wie eine zweite Familie für mich. Nie zuvor hatte sich Freundschaft so angefühlt. Sie waren die loyalsten, ehrlichsten, treuesten und liebevollsten Menschen, die ich je kennengelernt hatte. Jetzt wusste ich, wie es sich anfühlte, in einer Beziehung zu sein und gleichzeitig meine Freizeit mit Menschen zu verbringen, die mich so zu schätzen wussten, wie ich eben war. Ich erfuhr wie frei und ungezwungen das Leben sein konnte. Mein Freund, seine Schwester und unser gemeinsamer bester Freund machten mich überglücklich und halfen mir schon früh, Stück für Stück immer mehr zu mir selbst zu finden, mich auszuleben und zu mir zu stehen. Ihnen hatte ich, zusammen mit meiner Familie, die gute Seite des Lebens zu verdanken. Allerdings durfte die Seite meines Lebens, die mich sehr belastete, niemals davon erfahren. Auch wenn wir alle auf dieselbe Schule gingen, durfte es dort niemand wissen. Es war meine größte Angst. Ich konnte meinen neuen Freunden blind vertrauen und musste sie direkt in meinen Plan einweihen. Ich hatte trotzdem Angst, wie sie reagieren. Als wir uns in Parkers Wohnzimmer trafen, war der Zeitpunkt gekommen. Ich legte direkt los „Ich muss offen zu euch sein. Bitte hört mir bis zum Ende zu. Nur bei euch kann ich ich selbst sein. Ich werde wohl zu viel von euch verlangen. Egal wie ihr reagieren werdet, ich akzeptiere es, also seid ehrlich zu mir. Ich muss mir und meiner Seele Freiraum schaffen. Mein Privatleben muss absolut privat bleiben. Es soll niemand erfahren, was ich abseits der Schule mache und dass wir uns kennen. Parker und ich sind uns einig, unsere Beziehung sehr privat zu halten und ich habe ja bereits Andeutungen gemacht, dass auch ihr in der Schule bitte nichts von uns erzählen sollt. Es ist schon viel privates dort hin gelangt und es ging nie gut aus. Es würde mir alles bedeuten, wenn ihr mich weiterhin so unglaublich unterstützen würdet wie bisher und nichts nach außen dringt. Es würde sich für uns ja nicht viel ändern. Ich liebe und vertraue euch und will euch niemals verlieren. Ich muss die Gewissheit haben, Schul- und Privatleben strikt trennen zu können und daran arbeiten, die Probleme von dort nicht zu sehr mit nachhause zu nehmen, weil ich mehr als diese Probleme bin. Ich muss mir einen privaten sicheren Raum für meine Gedanken und Gefühle schaffen. Ihr müsst euch nicht für mich einschränken, auch du nicht Parker. Ich weiß, es ist eine schwere Entscheidung.“ Parker war nicht überrascht. „Ich stehe immer hinter dir. Ich liebe dich.“ Er setzte sich neben mich und küsste mich. Ich wurde langsam ruhiger. Kurz darauf kam Toby auf mich zu und setzte sich an meine andere Seite. Ich drehte mich in seine Richtung und er schaute mir tief in die Augen. Seine wunderschönen dunklen Augen verrieten ihn bereits. „Du bist meine beste Freundin. Ich würde alles für dich tun und damit meine ich wirklich alles. Du bist neben meiner Schwester der wichtigste Mensch in meinem Leben und das wird auch ewig so bleiben. Ich würde keine Sekunde überlegen Prinzessin. Für

mich macht es keinen Unterschied. Uns kann nichts trennen, egal was passiert.“ Ich hatte Tränen in den Augen und er umarmte mich. „Was hast du denn gedacht?!“ Ich schniefte kurz. „Ich weiß auch nicht.“ Er grinste sein verschmitztes schiefes Grinsen. „Mich wirst du nicht mehr los.“ Ich lächelte aus tiefstem Herzen, als ich sah, wie seine Augen leuchteten. „Ähm, ich will eure Liebesbekundungen nicht stören, aber natürlich bin ich auch dabei! Ihr habt mich gar nicht zu Wort kommen lassen.“ Trara stürzte sich auf uns und wir fielen alle gemeinsam rückwärts auf die Couch und brachen in Gelächter aus. Es war einer der erfülltesten Momente meines Lebens. So einfach kann Zusammenhalt Leben retten, dachte ich später.

Zusammenhalt

von: Kirsten Sänger

Schon das Wort ist nicht einfach es zu greifen. Das Wörterbuch sagt:
Zusammenhalten: Festgefugtsein, feste innere Bindung. Zusammenhalt besteht aus zwei Worten: Zusammen und Halt. Schon das ist erklärungsbedürftig. Auf dem Weg ins Theater im Depot fällt eine Perle aus meinem Ohrring. Glücklicherweise merke ich es und fange sie auf. Sie hängt an einem dünnen goldenen „Faden“ der durch ein kleines Loch mit der Perle verbunden ist. Ich gehe mit dem kaputten Ohrring zum Juwelier mit der Bitte die Perle wieder zu befestigen. Die Dame hinter dem Verkaufsschalter sieht mich ein wenig streng an und sagt: „Das ist aber auch nur ein sehr kleiner Punkt an dem die Perle mit dem Ohrring verbunden ist. Kein Wunder wenn das nicht hält.“ Mal abgesehen davon, dass ich wohl eher nicht verantwortlich für die Konstruktion bin und mich die Kritik irritiert, erkläre ich Ihr, dass dieser Ohrring immerhin mindestens 20 Jahre lang gehalten hat. Sie schaut mich ungläubig an.

Zusammenhalt hat also offenbar auch etwas mit gemeinsamer Fläche zu tun. Sekundenkleber lässt sich für kleine und für große Stellen anwenden. Töpfchen und Deckelchen stehen grundsätzlich in einem eher unangemessenen Verhältnis zueinander, aber wenn der Deckel gut eingehakt ist, dann hält es. Yin und Yang schmiegen sich flächengleich großräumig aneinander. Meine Perle hängt (wenn man der Juwelierin glauben darf) nur an einer winzigen Fläche. Und doch hält sie. Wenn es nicht auf die Größe der Fläche ankommt? Worauf dann?

Vermutlich ist es nur entscheidend, dass es einfach eine Schnittmenge gibt. Im Laufe der Zeit mag sie sich vergrößern oder verkleinern. Wichtig ist, dass ein wenig davon bleibt. Etwas auf dem man in mageren Zeiten aufbauen und das man in üppigen Zeiten teilen kann.

Gegen die Verzweiflung

von: Esther Hagemann

Während ich diese Zeilen in mein Handy tippe, ist um mich herum alles dunkel. Alle schlafen: neben mir mein Mann, in den angrenzenden Räumen unsere drei Kinder.

Es ist 5:30h und die Geräusche der Stadt sind noch nicht erwacht. Aber mein Herz pocht laut, denn ich bin wütend.

Gestern tröpfelte die Nachricht durch. Zuerst dachte ich, ein schlechter Scherz, das darf nicht wahr sein.

Es hieß: *"Am Dienstag und Mittwoch streiken alle sozialen Einrichtungen, so auch die Offene Ganztagschule (OGS) dieser Schule"*.

Sofort ratterte es in meinem Kopf. Wir haben Kinder in den Klassen 1, 2 und 5. Sie sind in ihren jeweiligen Schulen in der Nachmittagsbetreuung angemeldet, wo sie ein warmes Mittagessen, Spielangebote und Hausaufgaben-Betreuung bekommen.

Nun wird also wieder gestreikt. **Das Problem ist nicht**, dass am Dienstag und Mittwoch um 12:45 drei hungrige, unausgeglichene und mit Hausaufgaben bepackte Kinder nach Hause kommen. Das kriege ich hin.

Das Problem ist, dass mir die Kraft fehlt für Protest. Und ich weiß, dass es den Eltern in meinem Umfeld ähnlich geht.

Das Problem ist, dass die sozialen Einrichtungen ihren finanziellen Druck weitergeben an die Schwächsten der Gesellschaft. An die ohne Lobby. An die, die keinen Protest planen, weil sie schon doppelt- und dreifach überlastet sind.

Das Problem ist, dass wir denken, es sei unser privates Problem. Das denke ich manchmal auch.

Tagsüber recherchiere ich und merke: ich bin nicht allein.

Es handelt sich hier um ein Problem mit großer gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Relevanz. Laut der [Mental Load Studie des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts \(WSI\)](#) liegt die geschätzte Wahrscheinlichkeit, die notwendigen Alltagsaufgaben im Haushalt zu planen, zu organisieren und an sie zu denken, für Frauen bei 62 Prozent und bei Männern lediglich bei 20 Prozent.

Mental Load ist die psychische Last durch das Organisieren von Haushaltsaufgaben. Das ist die Arbeit, die zusätzlich zur Erwerbsarbeit und rund um die Uhr verrichtet wird. Das ist die Arbeit, für die es keine Vergütung gibt, sondern einen Blumenstrauß an Belastungssymptomen: Anspannung, Schlafstörungen, Rücken- und Kopfschmerzen, Aggression in der Familie, Konflikte in der Partnerschaft etc. Überlastung ist auch ein Risikofaktor für mentale Krankheiten wie Depression, Angst und Burnout.

Die wirtschaftlichen Kosten durch Arbeitsausfall, entgangenen Karriere-Chancen, Fachkräftemangel, Teilzeit-Arbeit, Gender Pay Gap, Gender Pension Gap, Altersarmut, etc. geht [laut WHO](#) in die Milliarden.

Das Problem ist, dass es keinen interessiert, dass durch den Streik Millionen Frauen und ein paar tausend Männer zusätzliche Last tragen. Vor allem juckt es diejenigen nicht, die das Geld verwalten.

Der erste hilfreiche Gedanke: In der Pandemie haben wir weitaus schlimmere Dinge erlebt. Was uns damals „gerettet“ hat, [Quarantäne mit Kindern durchzustehen, ohne durchzudrehen](#), könnte auch jetzt funktionieren.

Was können wir also tun? Da ist zum einen Solidarität mit den Streikenden. Denn im Grunde kämpfen wir für ein und dasselbe: Anerkennung unserer täglichen, oft unsichtbaren Leistungen.

Weil keine Hilfe von außen kommt, müssen wir Betroffenen zusammenhalten.

Wir müssen die

Kinder der Freunde bündeln: ein Tag hier, ein Tag dort. Wir müssen die Lehrer*innen bitten, an den Tagen nachsichtig mit Hausaufgaben zu sein. Wir müssen Sport und Bewegung an der frischen Luft einbauen, weil wir wissen, dass elektronische Medien die Kinder zwar „ruhigstellen“, aber nicht glücklich machen.

Wir tragen eine große Verantwortung und haben großen Einfluss: wir sind es, die unsere Kinder zu vernünftigen und verantwortungsvollen Menschen erziehen. Unsere Reaktion auf Krisen ist ihnen ein Vorbild.

Und weil wir täglich auch für uns selbst sorgen müssen, dass wir **nicht verzweifeln**, lege ich mein Schreibgerät weg und meinen Kopf zurück auf das Kissen. Die Stadt erwacht, ich bin ruhiger, weil wir das schaffen - zusammen.

Verloren geglaubtes wiedergefunden

von: Slavica te Kaat

Unter der Verkaufstheke, auf dem nackten Betonboden liegend, fiel mir beim Putzen der Dreck aus den Ritzen der Schubladen in die Augen: kleine, scharfe Krümel und klebriger, dunkler Schmodder.

Immerhin, so dachte ich sarkastisch, *alles gesund und jede Menge Vollkorn*. Gegen die schneidende Januarwärme, die der Boden gespeichert hatte und die mir die Glieder steif machte, half das aber nicht. Die Augen interessierten sich auch nicht dafür. Sie waren nach kurzer Zeit gerötet, als hätten sie sich schon entzündet. Dabei würde das erst später so kommen.

Kaum Platz, sich zu bewegen.

Den Oberkörper unter der Theke, ragten Beine und Hüfte in den schmalen Arbeitsbereich. Die Kolleginnen stiegen darüber hinweg und machten Bemerkungen: "Mach mal Platz!", oder sie taten so, als würden sie über meine Beine stolpern. "Pass doch auf." und einmal sogar: "Ah, da hat die Dame ja ihren Platz gefunden." Das ging nun schon eine ganze Weile so.

Ich hatte immer gedacht, dass man als Bäckereifachverkäuferin Brötchen verkauft, aber anscheinend galt das nur für eine ganz bestimmte Klasse der Verkäuferinnen - für mich offensichtlich nicht. "Wenn du da irgendwann fertig bist, mach die Hinterräume. Die Gäre muss auch gesäubert werden, wenn der nächste Schub fertig ist." Die Filialleiterin hatte dabei einen Ton an sich, den ich gut kannte.

Kasernenhoftone nennt man das hier. Ich kannte es aus der Vorhölle, aus der ich hierher gekommen war. Es ist der Ton der Herren über das Leben anderer.

Zum Glück, dachte ich, *ist diese Schicht bald vorbei*. Vielleicht durfte ich dann verkaufen, denn ich musste noch, im Gegensatz zu den anderen, bis zum Abend bleiben.

Ich konnte mir einen leeren Karton, in dem gefrorene Rohlinge angeliefert worden waren organisieren, zerreißen und die Teile dann als Unterlage nutzen. Das half ein wenig gegen die Kälte. "Entschuldigen sie ..." warum, verdammt, musste ich mich entschuldigen? Warum diese ewige Unterwürfigkeit?

"Was ist?" Die Chefin klang genervt. Sie dachte wohl, sie hätte wichtigeres zu tun, als mit mir zu reden.

"Ich bin hier schon den halben Tag am putzen. Kann mich mal jemand ablösen?"

"Nein. Das ist dein Job. Beschwer dich nicht, sei froh, dass du den hast. Wir brauchen keinen Aufenthaltstitel, du schon."

Also blieb ich dort unten zu ihren Füßen.

Und dann, mit Schichtwechsel, erschien ein Engel.

Katja, ein junges, schmales Mädchen mit roten Haaren und fröhlich dreinblickenden, leuchtend grünen Augen betrat die Bäckerei, um in der zweiten Schicht

zu arbeiten. Ein wenig verpeilt, wie sie war, stolperte sie tatsächlich über meine Beine. "Oh. Sorry", sagte sie, "was machst du denn da unten?"

"Putzen, was sonst."

"Wie, was sonst... könnte ja auch mal jemand anderes machen. Ich seh dich immer nur putzen."

Ich kroch unter der Theke hervor. Sie sah meine geröteten Augen und fragte: "Seit wann?" "Seit sieben."

Katja nahm meine Hände in die ihren. "Mein Gott. Eiskalt."

"Was stehst du hier rum? Weitermachen!", herrschte mich die Chefin an. Die anderen Kolleginnen lachten oder taten so, als würden sie nichts bemerken.

Aus den freundlich leuchtenden Augen Katjas wurde grünes Gift. "Was soll das? Spinnt ihr? Wir alle arbeiten hier. Wir alle haben alles gemeinsam zu machen. Schämt euch."

Ich kroch wieder unter die Theke, doch Katja zog mich an den Füßen wieder heraus. "Nix da. Ich mach das jetzt." Und zu den anderen, vor allen Kunden, die gerade bedient wurden: "Wir wechseln uns jetzt alle paar Minuten ab. Hier haben alle zu verkaufen und alle zu putzen." Keine Reaktion der Chefin. Betretenes Schweigen. Einen Skandal vor der Kundschaft wollte keiner riskieren.

Ich war beeindruckt.

Seitdem sind wir unzertrennliche Freundinnen. Durch Katja fand ich wieder, was ich glaubte in Krieg und neuer Heimat für immer verloren zu haben: Zusammenhalt.

Die Elfen

von: Ursula Blass

Elfen sind laut Wikipedia eine heterogene Gruppe von Fabelwesen in der Mythologie und Literatur. Wir sind auch eine heterogene Gruppe, jedoch nicht von Fabelwesen, sondern Frauen. Es ist uns lange schwergefallen, einen Namen für unsere kleine Gruppe zu finden. Mit den Fabelwesen wollten einige von uns nicht zusammengebracht werden, obwohl ich insgeheim diese Verbindung reizvoll finde. Denn den Elfen werden besondere Fähigkeiten wie langsames Altern, Immunität gegen Krankheiten, erhöhte Sinneswahrnehmung, Magiebegabung und Naturverbundenheit zugeschrieben.

Bei unseren ersten Zusammenkünften zwecks gemeinsamen kreativen Schaffens kam die

Idee auf, mit dem Schreiben von Elfchen zu beginnen. Elfchen sind lyrische Texte zu einem Thema und bestehen aus elf Wörtern. Wir starteten damit, ein gemeinsames Thema festzulegen, zu dem jede von uns ein Elfchen verfasste. Für die Bezeichnung unserer regelmäßigen Treffen hatte alsbald jede von uns einen eigenen Begriff wie Kreativgruppe, Elfchengruppe, Schreibgruppe. Im Verlauf des zweiten gemeinsamen Jahres wurde deutlich, dass wir uns auf einen Begriff einigen müssen, damit wir uns als Gruppe fühlen und mit diesem Namen Texte veröffentlichen können. Das Finden eines Namens ist ein spannender Gruppenprozess und birgt viel Konfliktpotential. Welche Stimme wird mehr gehört, wer kann seine eigenen Vorstellungen begraben und sich dem Mehrheitsvotum fügen? Wie kann eine Identifikation aller Beteiligten mit einem Namen und somit ein dauerhafter Zusammenhalt entstehen? Menschen, die sich in kleinen Gruppen wie der unseren zusammenfinden, haben es oft einfacher in einem demokratischen Prozess als große Gruppen. Es verbindet sie meist eine klare Motivation und im besten Fall ein Wunsch nach persönlicher Weiterentwicklung bis hin zu der Erkenntnis, dass ein Einzelner eigene Bedürfnisse zu Gunsten des Gruppenzieles zurückstecken kann. Ich denke, dies trifft auf uns fünf Elfen zu.

Unser nun gefestigter Gruppenname „Die Elfen“ ist für uns Fünf zur Identifikation geworden. Er ist ein Ergebnis aus unserer gemeinsamen kreativen Arbeit, denn nach den anfangs etwas holprigen Elfchentexten sind wir nun im vierten Jahr Meisterinnen dieses Genres und haben als Markenzeichen das sogenannte Kettenelfchen kreiert, welches zu unserer liebsten Form des gemeinsamen Schreibens geworden ist.

Bei einem Kettenelfchen beginnt eine von uns ein Elfchen zu einem Thema zu schreiben, was sie gerade bewegt. Dies schickt sie dann an die Nächste, die aus dem letzten Wort ein neues Elfchen erstellt und so weiter. Es ist für die, die gerade an der Reihe ist, nur dieses letzte

Elfchen sichtbar. So hören wir nach Abschluss erst beim nächsten Treffen das vollständige

Kettenelfchen. Es ist ein bisschen wie bei einem Musikstück, wo jedes Instrument eigene Noten hat und erst im Zusammenspiel aller Instrumente deutlich wird, wie das Werk gemeinsam klingt. Oft sind wir überrascht von der Schönheit dieser Kettenelfchen, in denen jede von uns so gut zu spüren ist, und die erst durch das Zusammentragen der Einzelelfchen ihre Leuchtkraft entfalten.

Und dann ist der Fabel-Bezug doch passend, weil diese Kettenelfchen etwas Mystisches haben. Etwas, das nur in einer Gemeinschaft entstehen kann, in der jede Stimme gehört wird und wo das Ganze mehr ist als die Summe der Einzelteile.

Im Kleinen sind die Prozesse eigentlich klar und auch machbar, doch im Großen wie kann das gelingen? Was braucht es, damit eine Gesellschaft auf Dauer zusammenhält? Wir haben unsere Gedanken dazu in einem Kettenelfchen zusammengetragen:

1

Zusammenhalt

Ein Gefüge

Entstanden aus Gemeinsamkeit

Vertrauen als bindende Kraft

Stabilität

Stabilität

Klare Absprachen

Einhalten von Zusagen

Gemeinsam Neues erschaffen wollen

Commitment

Commitment

Sich Verpflichten

Frei von Vorurteilen

Offen und ehrlich handeln

Empathie

Empathie

Ist essentiell

Damit Gemeinschaft funktioniert

So entsteht tiefe Verbindung

Resonanz

Resonanz

Sanftes Schwingen

Im gemeinsamen Tanz

Inniger Austausch in Bewegung

Verständnis

Tagebucheintrag 20.08.2073

von: Nicole Albert

Ach ja, heute bin ich etwas nostalgisch. Ich denke schon den ganzen Tag über die Vergangenheit nach. Wie konnten wir Menschen uns das alles nur selber antun. Wir hatten doch ein gutes Leben, fortschrittlich, technologisch und stabil, aber nein, der Neid, die Gier und die Selbstsucht haben alles zerstört. Kriege überall auf der Welt und natürlich musste es soweit eskalieren, bis der absolute Atomkrieg ausbrach. Und jetzt sitze ich hier, 50 Jahre später, unter einem versmockten Himmel, durch den die Sonne kaum scheint. Wir können erst seit paar Jahren wieder nach draußen und das auch nur in ein paar Zonen auf der Welt, denn das meiste Land ist verseucht und wird erst in hunderten von Jahren wieder bewohnbar sein.

Es ist zwar Ende August und Mittag, aber es ist düster und ich sitze an einem Lagerfeuer, um mich zu wärmen. Ja, man kann diese Situation als traurig und schrecklich ansehen, aber es hat auch Vorteile. Ich weiß, jeder der das jetzt liest wird den Kopf schütteln und empört sein, denn es sind Milliarden von Menschen gestorben, die Erde ist unbewohnbar und unsere Kinder wachsen unter der Erde ohne natürliches Sonnenlicht auf. Dafür leben sie in einer Gemeinschaft, die ich in meiner Kindheit nicht gekannt habe. Es herrscht eine Harmonie, wie ich sie nie gekannt habe. Jeder, der etwas kann, bringt sein Wissen in die Gemeinschaft mit ein. Steve war früher Bauer und hat uns so viel über die Zucht von Obst und Gemüse beigebracht. Sally war Mathelehrerin und sie ist es noch heute, damit uns und unseren Kindern all dieses Wissen nicht verloren geht. Jeder hilft jedem und jeder gibt sein Bestes. Alle Kinder werden von allen so behandelt, als wären es seine eigenen und all das spiegelt sich auch in den Kindern selbst wider. Natürlich streiten sie sich auch, sowie wir Erwachsenen, aber die Lösung wird kommuniziert und es artet nicht aus. Ich muss zugeben, am Anfang hatte ich Angst mit so vielen fremden Menschen auf so engem Raum und für so lange Zeit zu leben, aber ich habe mich getäuscht. Anstatt weiter wie zuvor ins Verderben zu rennen, haben wir endlich begriffen, um was es wirklich geht: Gemeinschaft. Menschen, die zusammenhalten und sich aufeinander verlassen können. Ja, genau deswegen bin ich einer der ersten, der den Bunker verlassen hat, denn ich bin alt und habe sowieso nicht mehr so viel Zeit auf der Erde. Ich möchte sicherstellen, dass meine Urenkel und deren Kinder irgendwann wieder diese Erde bevölkern können und das in der Lebensweise, wie wir sie jetzt haben. Eine neue Gesellschaft, in der nichts anderes im Vordergrund steht als die Gemeinschaft.

Ich habe jetzt genug geschwafelt, ich muss die Werte ablesen und zurück in den Bunker zur Dekontamination. Ich blicke noch einmal über die wüste Landschaft und hoffe, dass mein Traum in Erfüllung gehen kann.

von: Mareile Dube

„Moritz, kannst du mir mit dem Regal helfen?“ Sandra wuchtete den Umzugskarton auf das Bett. Dann stemmte sie die Hände in den Rücken und streckte den Bauch nach vorne. Ein leises Stöhnen rutschte ihr heraus. „Ja, klar.“ Eine letzte Drehung mit dem Schraubenzieher und Moritz stellte den neuen Stuhl auf die Beine. Er strich sich die roten Locken aus dem Gesicht und schaute seine Mutter erwartungsvoll an. Sandra nickte anerkennend. „Paul wird ihn sicher mögen.“ Sie ging zum Fenster hinüber und schaute auf die Bäume mit dem Herbstlaub. „Ist schon komisch, dass Paul jetzt von zu Hause auszieht, findest du nicht auch?“ „Ja, schon“, sagte Moritz und legte den Schraubenzieher in den Werkzeugkoffer zurück. „Ist Papa schon unterwegs?“ Sandra schaute auf ihr Handy. „Ja, er hat gerade geschrieben. Wir müssen uns beeilen.“

Sie waren fast fertig mit dem Einräumen, als Sandra Oliver sah. Er schob Paul in seinem Rollstuhl durch den Park auf das Haus zu. Sandra öffnete das Fenster und winkte den beiden zu. „Wir sind hier. Ich mache euch die Tür auf.“ Sandra ging durch den breiten Flur zum Eingang. „Herzlich willkommen in deinem neuen Zuhause, Paul.“ Sie beugte sich zu Paul hinunter und küsste ihn auf die Stirn. Paul drehte den Kopf weg und stieß kehlige Laute aus. Die verkrampften Hände schwangen ziellos durch die Luft. „Raus aus der

Hängematte“, rief Oliver. Langsam stützte sich Paul auf den Armlehnen ab und stakste mit seinen dünnen Beinen auf Sandra zu. Oliver schob den Rollstuhl in die dafür vorgesehene Flurecke und zog den Reißverschluss seiner Jacke auf. „Mann, ist das bullig warm hier.“ Sandra nahm Pauls Hand und führte ihn in sein Zimmer. Paul steuerte auf den Tisch zu, wo sein Lieblingsspielzeug lag, eine verknotete lange Metallkette, die er stundenlang von einer Hand in die andere gleiten lassen konnte. Er setzte sich auf den neuen Stuhl und vertiefte sich in sein Spiel. Oliver schaute sich im Zimmer um. „Gemütlich. Ich bleibe heute Abend hier, bis Paul eingeschlafen ist. Dann kann ich auch gleich die Betreuer kennenlernen. Wird bestimmt komisch für Paul.“

„Ich muss noch lernen. Wir schreiben morgen Mathe“, sagte Moritz und schnappte sich seine Jacke. „Ist gut. Dann fahren wir jetzt nach Hause“, sagte Sandra.

„Alles klar. Sehen wir uns am Samstag?“ Oliver schaute Sandra fragend an.

„Ja, so ab zwei bin ich zuhause.“ Sie beugte sich zu Paul hinunter. „Mach's gut, Großer. Und merk dir deinen Traum heute Nacht. Der erste Traum im neuen Zuhause geht in Erfüllung.“ Paul hob die Hand ohne seinen

Blick von der Kette zu wenden. Sandra interpretierte die Geste als Gruß, obwohl sie sich nie sicher war, was Paul verstand.

Erschöpft ließ sie sich hinter das Lenkrad sinken. So viele Jahre hatte sie gekämpft, um diesen Platz zu ergattern, so viele Gespräche geführt, Atteste eingeholt, so oft in

Ämtern vorgesprochen und gebettelt. Und dann kam vor zwei Monaten der Anruf. „Frau Graf, wir haben einen freien Platz in einer WG.“ Erleichtert ließ sie sich damals aufs Sofa fallen und brach in Tränen aus. Zwanzig Jahre hatte sie Paul gepflegt, ihn jeden Tag gewickelt, ihn gefüttert, ins Bett gebracht, Ärzte mit ihm besucht, sich gesorgt. Aber sie hatte auch viele schöne Momente mit ihm erlebt. Wie sie ihn im Krankenhaus nach der Geburt im Arm hielt, den Winzling mit den vielen dunklen Haaren. Glücklich und stolz. Die nachdenklichen Blicke der Ärzte hatte sie anfangs nicht wahrgenommen. Sie und Oliver versuchten, das Beste für Paul zu erreichen und verloren sich dabei selbst. Als Paul fünfzehn war, trennten sie sich. Ab da lastete der größte Teil der Verantwortung auf ihren Schultern. Und jetzt war diese intensive Zeit mit Paul vorbei. Tränen liefen ihr über das Gesicht. Moritz schaute seine Mutter an. Auch er hatte Tränen in den Augen. Er schlang seine Arme um ihren Hals und heulte los. Eine Weile blieben sie schluchzend sitzen. Dann atmete Sandra tief durch, löste sich sanft von ihrem Sohn und startete den Wagen.

18:40 Uhr ab Duisburg-Hauptbahnhof

von: Verena Jütte

Die letzte Etappe unserer Radtour führte uns entlang der Ruhr nach Duisburg. Von dort wollten wir am Nachmittag einen Zug Richtung Köln nehmen. Es war bereits Abend, als wir endlich den Hauptbahnhof erreichten. Das wir so spät dran waren, war Bernd's Schuld. Der

Regionalexpress, den wir nehmen wollten, hatte

Verspätung. Der Zug davor war ausgefallen. Grund war ein

Unwetter bei Oberhausen. Auf dem Bahngleis herrschte Chaos. Am hinteren Gleisabschnitt wartete bereits eine größere Radgruppe auf den Zug. Wir beschlossen, in den vorderen Zugteil einzusteigen. Bernd war wie üblich pessimistisch und schlug vor, einen späteren Zug zu nehmen. Doch ich wollte nicht zu spät nach Hause kommen. Als die RE 1 endlich einfuhr, hielt sie nicht in den angekündigten Gleisabschnitten. Wir schoben unsere Räder durch die Menge, vorbei an Koffern und Rucksäcken, bis zum nächsten Fahrradabteil. Bernd gelang es, Platz für sie zu schaffen. Sonst gehörte das Ordnen von

Gegenständen nicht zu seinen Stärken.

Erschöpft von dem langen Tag setzten wir uns auf die Treppenstufen, die ins obere Abteil führten.

Der Zug erreichte schnell den nächsten Halt am Flughafen Düsseldorf, wo sich eine große Anzahl von Reisenden mit ihren Koffern in den Zug drängelte. Die meisten gingen weiter auf der Suche nach einem Sitzplatz. Ein Paar mit großen Koffern, die schwer zu bewegen waren, blieb bei uns stehen. Den Platz auf den Stufen hatten wir längst aufgeben.

Bald hielt der Zug erneut. Am Düsseldorfer Hauptbahnhof wollte ein Radfahrer aussteigen. Sein Rad lehnte zuunterst an den hochgeklappten Sitzen. Zusammen mit den anderen Fahrgästen sorgte Bernd dafür, dass die Räder, die darüber lagen, in die Behindertentoilette geschoben wurden. Er wies das Paar an, ihre großen Koffer ebenfalls dorthin zu bringen. Zu Hause war ich diejenige, die Anweisungen gab.

Ein Rad ging raus, ein junger Mann im Rollstuhl kam herein. Damit er Platz hatte, mussten die Radaschen, die an einer Seite aufgetürmt waren, beiseitegeschafft werden.

Der Mann mit dem großen Koffer half mir. „Hoffentlich kommt jetzt kein Radfahrer mehr dazu,“ sagte ich. „Das schaffen wir schon,“ erwiderte Bernd. Beim nächsten

Halt schob ein Pärchen einen Kinderwagen ins Abteil. Der Rollstuhlfahrer bot an, zwei der Radaschen zu nehmen. Als der Zug losfuhr, mussten wir uns gegenseitig stützen, um nicht umzufallen. Der Mann mit dem Koffer lachte, seine Frau nicht.

Wenige Minuten nach der Abfahrt kam eine ältere Dame, die die Toilette benutzen wollte. Die beiden Koffer, die dort abgestellt worden waren, wurden wieder herausgeholt unter Bernds Regie.

Dann drängelte sich ein junger Mann durch den schmalen

Gang, gefolgt von einem Zugbegleiter.

„So geht das aber nicht,“ sagte der Zugbegleiter zu

Bernd.

„Und wie dann?“ fragte Bernd.

Der Zugbegleiter, der einen roten Kopf hatte, zuckte resigniert mit den Schultern und ging weiter. Das Kontrollieren der Fahrscheine schien er bereits aufgegeben zu haben.

Es war gut, dass das Paar mit dem Kinderwagen den Zug in

Leverkusen-Mitte verließ.

Bevor sich die Tür schloss, drängelte sich noch ein Rennradfahrer ins Abteil. Bernd dirigierte ihn vor die Toilette.

Vor dem nächsten Halt kamen endlich die Besitzer der Radtaschen.

„Was haben Sie mit unseren Taschen gemacht?“ fragten sie verärgert.

„Platz geschaffen,“ sagte Bernd und zeigte auf den Rollstuhlfahrer. Die Radfahrer schwiegen beschämt und ließen sich von ihm Anweisungen geben, um Zugang zu ihren

Rädern zu bekommen. Ich war beeindruckt von meinem Mann. „Bahnfahren macht Ihnen sicher keinen Spaß,“ sagte er zu dem jungen Mann im Rollstuhl.

„Es gibt Schlimmeres,“ antwortete dieser.

In Köln-Deutz verließ er das Abteil. Das Paar mit den Koffern stieg ebenfalls aus. Sie verabschiedeten sich herzlich von uns.

Für die kurze Fahrt über die Hohenzollernbrücke nahmen wir auf den Klappsitzen Platz.

„Das hat Spaß gemacht,“ sagte Bernd.

„Was?“

„Zusammen für Platz zu sorgen.“

Ich gab ihm einen Kuss.

Eine zweite Chance

von: Carola Leipert

»Und wenn sie nicht gestorben sind, bauen sie immer noch Höhlen.« Mit einem fetten Grinsen klappte Jonas das Pixie Heftchen zu und wich geschickt einem Kuscheltier aus, das Felix in seine Richtung warf. *Jakob baut Höhlen* war eines der wenigen Pixies, die noch aus der Kinderzeit ihrer Mutter stammte, die Lieblingsgeschichte von Felix. Vermutlich, da die Kinder, die am Anfang der Geschichte den Erwachsenen nur im Weg waren, am Ende doch viel Hilfe von ihnen erhielten, um ihre Höhle im Hinterhof zu bauen. *Geschichten übers Miteinander wurden einfach nie langweilig*. Jonas trat ans Fenster und griff nach dem Rollladengurt, doch der Anblick nach draußen ließ ihn innehalten. Gegenüber dem Mehrfamilienhaus, in dem Jonas mit seiner Mutter und seinem kleinen Bruder wohnte, befand sich die alte Gärtnerei. *Befunden hatte*, korrigierte er sich im Stillen. Seit dem Tod von Herrn Unger verfiel dieses Kleinod zusehends. Dabei war sie das einzige hoffnungsvolle Leben inmitten dieser öden Betonlandschaft gewesen.

»Hey, Jonas, ist was?«, fragte Felix hinter ihm und gähnte herzhaft.

Jonas zog an dem Gurt und ließ den Rollladen schwungvoll zugleiten.

»Nein, alles bestens. Schlaf jetzt. Gute Nacht, Grizzly.«

Er strich seinem Bruder, der vor zwei Wochen acht Jahre geworden war, noch einmal über den Kopf und verließ das Zimmer. Er wünschte, er könnte auch noch mal so unbeschwert durchs Leben gehen, doch er war mittlerweile sechzehn und die Realität hatte ihn bereits eingeholt. Von Unruhe getrieben ging er ins Wohnzimmer und trat auf den Balkon. Wieder ging sein Blick hinüber zur alten Gärtnerei. Das Grün hatte ihm Hoffnung gegeben, zwischen den Pflanzen hatte er sich auf eine seltsame Art geborgen gefühlt. Und Herr Ungers Geschichten hatten ihn von seinen eigenen Problemen abgelenkt. Doch das war alles lange vorbei.

Am nächsten Morgen fiel es ihm schwer aufzustehen. Wozu, wenn die Welt doch eh vor die Hunde ging? *Ecological grief* nannte man das, hatte er gelesen. Seine Hoffnung auf ein besseres Leben hatte er schon lange aufgegeben. Unachtsam schlurfte er die Treppenstufen hinunter, vorbei an dem kleinen Dschungel, den Frau Aydin hier im Treppenhaus errichtet hatte und dann passierte es ... Sein Schnürsenkel blieb in einer Aloe Vera Pflanze hängen, er stürzte, riss Pflanzen und Blumentöpfe mit sich und blieb schließlich auf dem nächsten Absatz liegen. Um ihn herum Erde, zerbrochene Töpfe und Pflanzen. Über ihm öffnete sich eine Tür.

»Oh yessas, Burschi!«, rief Frau Aydin und kam die Treppe hinuntergeeilt.

Jonas rappelte sich auf und stöhnte auf. Was für ein Chaos! Er hatte die Hälfte von Frau Aydins Dschungel zerstört ...

»Das tut mir so leid, all die schönen Pflanzen.« Frau Aydin hatte ihm vor längerer Zeit anvertraut, wenn sie schon ihr Zuhause verloren hätte, dann sollten wenigstens die Pflanzen, die keiner mehr haben wollte, ein Zuhause finden. Aber das Ganze war ihr sprichwörtlich über den Kopf bis ins Treppenhaus gewachsen. Jonas verspürte einen Stich. Herr Unger hätte jetzt sicher helfen können ...

»Nicht schlimm, Hauptsache dir geht es gut.« Sie half ihm hoch.

Plötzlich kam Jonas eine Idee. Doch für die Umsetzung würde er viele Hände brauchen, die zusammen anpackten. Er legte Frau Aydin eine Hand auf die Schulter.

»Ich denke, ich weiß, wie wir Pflanzen und Menschen helfen können. Aber dazu brauche ich Ihre Hilfe.« Frau Aydin wirkte überrascht, aber nicht abgeneigt.

»Räumen wir auf und dann erzählst du mir von deiner Idee bei Tee und Baklava.«

Zwei Wochen später hatte Jonas alle Parteien im Haus überzeugt, die alte Gärtnerei in ein Pflanzentausch – Café umzuwandeln. Jeden Tag arbeiteten sie von früh bis spät, um dem Viertel wieder einen Platz für ein Miteinander zu geben. Je mehr Menschen davon erfuhren, desto mehr helfende Hände kamen zusammen. Bei der feierlichen Eröffnung des Cafés spürte Jonas in seinem Herzen das erste Mal seit Langem wieder eine Hoffnung, die er verloren glaubte und die sich in den Augen aller Helfer spiegelte.

Heiße Schokolade

von: Inken Hübner

Das Wachs der Kerzen läuft langsam an ihnen herunter. Sie brennen schon eine ganze Weile. Ihre roten Flammen lassen die Spuren deiner getrockneten Tränen auf deinen Wangen glitzern. Ich drücke deine Hand, die ich seit Stunden nicht mehr losgelassen habe und schiebe dir deine Tasse entgegen.

Stunden vorher standest du mit einem Lächeln vor meiner Tür. Mit unseren Freunden zusammen bist du in meine Wohnung eingetreten, bist in meine vier Wände, mit deiner perfekten Fassade um dich herum. Die Zeit zusammen war schön. Wir haben gelacht, gegessen und getrunken. Die Zeit vergeht in diesem kleinen Kosmos so viel langsamer und ich vergesse, dass Zeit nicht endlos ist.

Draußen ist es bitterkalt, aber in meinem Wohnzimmer ist es kuschelig warm. Hier drinnen kannst du vergessen, dass die Kälte nicht nur draußen, sondern auch in dir drinnen ist. Du kannst vergessen, dass bei dir nicht immer die Sonne scheint, sondern viel zu oft der Mond sich vor sie schiebt und sie verdeckt. Bei dir ist eine Sonnenfinsternis kein Spektakel, das man durch eine Brille betrachten müsste. Dafür hast du dieses Phänomen schon viel zu oft gesehen.

Wir lächeln uns über den Tisch hinweg an. Diesmal sitzt deine Fassade nicht perfekt. Diesmal kann ich hinter sie gucken und sehe, dass dein Lächeln nicht einmal ansatzweise deine Augen erreicht. Mein eigenes Lächeln erstarrt auf meinen Lippen. Ich spüre, wie die Zeit plötzlich anfängt zu rasen.

Ich stehe an der Tür und verabschiede unsere Freunde. Umarmung um Umarmung tauschen wir aus, aber ich kann nur daran denken, dass du vor zehn Minuten im Bad verschwunden und seitdem nicht mehr rausgekommen bist. Unsere Freunde gehen und richten ihre Grüße an dich aus. Ich nicke und schließe die Tür. Schließe sie aus.

Ich höre ein Klicken und sehe, wie sich die Badtür öffnet. Du kommst raus, deine Augen rötlich und verquollen. Mein Herz zieht sich zusammen. Du tust so, als würdest du meinen besorgten Blick nicht merken. In meinem Kopf spielen die Gedanken verrückt. Soll ich dein Spiel mitspielen oder meine eigenen Spielregeln kreieren?

Ich drehe mich zum Herd und schüttele Milch in einen Topf. Ich bleibe mit dem Rücken zu dir, bis ich ein Schluchzen höre. Wortlos drehe ich mich zu dir um, gehe die paar Schritte auf dich zu, die uns trennen und nehme dich in den Arm. Ich streiche über

deinen Rücken und lasse dich an meiner Schulter weinen. Meine eigenen Tränen lassen sich nicht zurückhalten.

Zusammen sitzen wir an meinem Küchentisch. Du weinst noch immer. Die Taschentücher wollen deine Tränen nicht trocknen. Immer wieder musst du ein Neues nehmen, weil das Alte verbraucht ist. Ich nehme deine Hand und streichle sie. Die Milch kocht über. Es bringt dich zum Lachen.

Ich gebe, was von der Milch noch übrig ist, in zwei Tassen und rühre Kakaopulver unter. Mit beiden Tassen komme ich an den Tisch zurück und stelle sie ab. Du hast dich etwas beruhigt.

Ich ziehe dich wieder in eine Umarmung. Ich sage dir, dass du nicht schwach bist. Ich sage dir, dass es okay ist, nicht okay zu sein. Ich will, dass du verstehst, dass ich immer für dich da sein werde. Du nickst, aber ich bin mir nicht sicher, ob du es wirklich verstehst.

Du denkst nicht, dass du es wert bist, dass sich jemand um dich sorgt. Du denkst, dass du schon längst wieder geheilt sein müsstest. Du verstehst nicht, dass du alle Zeit der Welt hast, um deine Wunden zu versorgen. Ich wünsche mir, dass du es eines Tages verstehst. Ich wünsche mir so sehr, dass eines Tages die Sonne wieder scheint.

Ich drücke deine Hand, die ich seit Stunden nicht mehr losgelassen habe und schiebe dir deine Tasse entgegen. Deine heiße Schokolade ist mittlerweile kalt. Du nimmst sie trotzdem dankbar entgegen und trinkst einen Schluck. Ich schaue dir in die Augen und sage, dass ich dir nicht versprechen kann, dass du je wieder okay sein wirst, aber ich kann helfen, dass es besser wird. Auch, wenn es nur Kakaokochen ist. Ich nehme einen Schluck und genieße den bittersüßen Geschmack.

Vollkommenheit

von: Sophie Wissing

Grimmig, und mit verschränkten Armen, starre ich auf die Toilettentür. Meine Augen verenge ich zu so schmalen Schlitzern, dass ich mich wundere, überhaupt noch etwas zu sehen. Die Tatsache, die mich so stört, befindet sich nicht innerhalb des Raumes, sondern davor. Die weiße Tür erlaubt den Zutritt von „Männchen“ und „Weibchen“. Von „Männern“ und „Frauen“. Und was ist mit dem Rest?

Dürfen kleinere, größere, ältere, jüngere oder Menschen mit anderem Geschlecht etwa nicht diese Toilette benutzen? Haben sie dann eine separate – oder überhaupt keine? Und was, wenn sie es doch wagen, dort hineinzugehen? Werden sie bestraft oder zurechtgewiesen? Bekommen sie vielleicht Hausverbot?

Schon klar, manche halten eine Reaktion für übertrieben. Solche Schilder heißen, dass jede Person diesen Raum verwenden darf. Aber solche „Regeln“ grenzen eben Menschen aus. Wenn man es nämlich genau nimmt, wie es die Behörden schließlich auch von uns erwarten, hieße diese Beschilderung, dass Kinder, Senior/innen, Rollstuhlfahrer/innen und so viele weitere Personengruppen diese heiligen Hallen nicht betreten dürften. Eben nur „Männer“ mit kurzen Haaren im Shirt und Hose und „Frauen“ im Kleid und manchmal mit Zopf.

Solche Stereotypen und Ausgrenzungen – gerade im öffentlichen Raum – machen mich einfach nur rasend. Wenn unsere Welt wirklich so offen wäre, würde es solche Diskriminierungen gar nicht geben. Und falls sie doch noch mal irgendwo auftauchen, würden Andere sich nicht über verletzte oder aufklärende Reaktionen lustig machen oder aufregen.

Diese Schilder sind vielleicht nur im übertragenen Sinne zu verstehen, aber letzten Endes fördern sie diese Klischees und Benachteiligungen. Denn das ist es: Wenn ich zum Beispiel selber nicht weiß, zu welchem Geschlecht ich gehöre oder mich mehreren Geschlechtern zugehörig fühle und dadurch selbst total verwirrt bin, soll ich mich dann auch noch entscheiden, auf welche Toilette ich gehe? Was, wenn andere Personen mich wegen meiner Wahl missbilligen oder zurückweisen? Oder wenn ich nur noch ein Bein hätte, dürfte ich dann auch nicht mehr auf diese Toilette gehen? Denn laut „Regeln“ dürften nur Männer und Frauen mit zwei Beinen rein. Je länger ich nun an diese Tür starre, desto mehr Personengruppen fallen mir ein, die theoretisch keinen erlaubten Zugriff hätten. Ich finde es einfach nur so unfair. Den meisten Menschen ist diese offene Ausgrenzung vermutlich noch nicht mal bewusst. Ich kann nur immer wieder den Kopf schütteln.

„Um ein Loch in diese Tür zu bekommen, musst du wohl mehr tun, als nur zu starren“, meint eine Stimme neben mir. „Ich weiß aber nicht, ob das für den Zweck dieses Raumes so ideal wäre. Klar, wäre das auch ein Zeichen des Protests, aber wenn ich deine... bedrohliche Haltung, dieser armen Tür gegenüber, richtig deute, hilft dir – und den Menschen mit vollen Blasen – das mehr weiter“.

Dabei bekomme ich Stifte in die Hand gedrückt und will gerade fragen, was ich damit soll, als die Tür auch schon mit Figuren bemalt wird. Auch eine weitere Person fängt damit an, Umrisse von verschiedenen Menschen zu zeichnen. Und nun verstehe ich: Wir redigieren die „Regeln“ und ergänzen Personen aus verschiedenen Gruppen: Schwangere, Kinder, Menschen mit geteilten Geschlechtern, Personen unterschiedlichen Körperbaus. Mal Zöpfe, mal Glatze oder auch Vokuhila. Sogar Tiere und Aliens werden nicht vergessen. Wir versuchen niemanden auszugrenzen und jegliches Alter, Größe, Geschlecht, Identität, Lebewesen und Krankheiten zu berücksichtigen. Das Ganze macht mir richtig

Spaß. Und so malen wir die Bilder in bunten Farben still, gemeinsam die – nicht mehr weiße – Tür.

Live-Bericht von der diesjährigen Konferenz der Zusammenhalte

von: Denise Schynol

„Steht die Schalte? Bin ich auf Sendung? Ah, bestens.

Ein herzliches Hallo aus Leimfelden-Dichtering! Mein Name ist Isolde Isofix und ich berichte für Sie live von der Konferenz der Zusammenhalte. Die jährlich stattfindende Großveranstaltung wurde heute Vormittag offiziell von Schirmfrau Retesa von Postltzien und Schirmherr Uhulf zu Schmattex-Britt eröffnet.

Thematischer Schwerpunkt ist in diesem Jahr Verschlussache, also: Schnürsenkel, Druckknöpfe, Klettverschlüsse.

Den Auftakt machte Samheldni Badhnati, Ikone der weltweiten Zusammenhaltsbewegung und Ehrenmitglied des kohäsionistischen Konglomerats. Trotz des großen Andrangs war genug Platz für alle, denn das Publikum rückte – ganz im Sinne der Konferenz – einfach ein bisschen zusammen und lauschte aufmerksam der Keynote „Adhärieren, konglutinieren, verqicken. Die Vielfalt im Zusammenhalt“.

Vielleicht hören Sie es im Hintergrund: Links von mir, im größten Saal des Konferenzentrums, der den treffenden Namen „Solidarität“ trägt, findet eine hitzige Podiumsdiskussion statt. Das Thema lautet „Wie wollen wir (Aluminium) kleben: mit Epoxidharzklebstoffen oder mit Acrylatklebstoffen?“ Professorin Marmelad von Kleister, eine Koryphäe auf dem Gebiet der Epoxidharzklebstoffe, vertritt hier vehement die Meinung, dass Acrylatklebstoffe wesentlich niedrigere Festigkeitswerte haben – hoch spannend! Die Anwesenden hängen geradezu an den Lippen der Professorin aus Schmiedeeisenstadt an der Löte.

Ich hingegen muss mich schon wieder losreißen, denn ich bin im Foyer mit dem Pressesprecher des Verbunds der Verbundstoffe verabredete, der mir sein Erfolgsrezept verraten wird. Guten Tag, Klebefried von Gürtelschnall!“ „Ich grüße Sie, Frau Isofix. *Teamwork* heißt das Zauberwort! Wir hängen viel gemeinsam herum, verknüpfen unkonventionelle Ideen und schustern am Ende was zusammen, ohne uns zu sehr daran zu klammern. Gemeinschaft ist unser Kitt!“

„Dem ist nichts hinzuzufügen. Verbindlichsten Dank, Herr von Gürtelschnall! Ich folge nun einem Pfad aus pfeilförmigen Klebefolien, denn neben dem offiziellen Programm findet dieses Jahr zum ersten Mal auch ein Barcamp statt. Unter dem Motto „Das gute Kleben“ sind die Teilnehmenden aufgerufen, die Unkonferenz selbst zu gestalten – mit Vorträgen und Mitmachaktionen. Dabei kommen teilweise sehr skurrile Angebote zustande: „Wie Pech und Schwefel: 3

ungewöhnliche Anwendungsfälle für Haftcreme“ oder „Geniales Superding: Der Karabinerhaken“.

Und ich eile weiter zum Repaircafé: Hier wird geflickt, verschraubt und gelötet, um kaputte Radios wieder zum Klingen zu bringen und die löchrige Jeans mit dekorativen Patches gleichwohl zu reparieren wie auch zu dekorieren. Der Geruch von Heißkleber liegt in der Luft und leitet mich zum DIY-Areal. Wer möchte, setzt sich dazu und arbeitet an engmaschigen Strickwerken, bedient den Webstuhl oder versucht sich an modularem Origami.

Oh, ich sehe gerade: In fünf Minuten startet der Lumbecken-Workshop. Interessierte lernen hier, wie sie Bücher durch das Aneinanderkleben der einzelnen Blätter ohne Fadenheftung binden – faszinierend!

Wer vom vielen Selbermachen hungrig geworden ist, darf knusprige Gluten-Snacks genießen. Und wer kein Klebereiweiß verträgt, findet an der Saftbar fruchtige Cocktails, serviert in Pfandgläsern mit Schraubverschluss. Für mich bitte Erdbeer, Pfirsich, Orange – danke sehr.

Mit meinem Fruchtmixgetränk in der Hand steuere ich nun die Chill-Out-Lounge an, wo die bequemen Sofas bereits auf mich warten. So, dann geselle ich mich mal zu diesem Grüppchen, das hier emsig ein 5.000-teiliges Puzzle zusammenlegt.

Ach, schauen Sie mal, hier ist noch ein Randteil. Ja, das passt.

Mein Fazit: Die Konferenz der Zusammenhalte bietet eine Vielzahl spannender Formate und ungeahnte Einblicke in die Themenvielfalt von Verbundenheit. Und damit gebe ich zurück in die Sendezentrale. Kleben Sie wohl!“

Das Häschen

von: Silvia Rösgen

Sachte schnuppernd hob das kleine Häschen seinen Kopf.

Der Bodennebel begann sich bereits aufzulösen und die aufziehende Morgendämmerung bezwang die Dunkelheit.

Vor sich den Feldweg mit dem angrenzenden und so verführerisch duftendem Rollrasenfeld, hinter sich das Dickicht.

Dann ein nahendes Geräusch in der morgendlichen Stille, die Löffel des kleinen Tieres richteten sich aus, die feinen Tastaare vibrierten. Ein leises Sirren, knirschende Steinchen unter profiliertem Gummi. Dann gedämpfte Atemzüge, rhythmisch und gleichmäßig.

Ein Mensch bog um die Ecke, thronend auf einem Fahrrad, dick eingepackt gegen die spätherbstliche Kälte, sodass nur ein Paar halb beschlagene Brillengläser zwischen Helm und hochgezogenem Schal zu sehen war.

Das Häschen verharrte noch einen Moment, nur die kleinen Nase bewegte sich. Dann, mit ein paar kräftigen Sprüngen, drehte es sich um und verschwand im Unterholz.

Die Mittvierzigerin auf dem Weg zur Arbeit sah noch die weiße Blume, dann war das Tier verborgen.

Sie lächelte unter ihrem Schal ob der romantischen Szenerie, die sich ihr geboten hatte. Was mochte wohl der Grund für den tierischen Ausflug gewesen sein?

Vielleicht hatte es heute zum ersten Mal seine Gruppe verlassen, sich alleine auf den Weg gemacht, eventuell machen müssen.

Möglicherweise war es ängstlich. Oder traurig. Fühlte sich einsam. Vielleicht wollte es sich aber einfach nur ein Stück des Rollrasens genehmigen, sinnierte die Frau.

Aber als die vermeintliche Gefahr nahte, durfte es darauf vertrauen im Dickicht Schutz zu finden. Es konnte einfach durch die blättrigen Lücken schlüpfen, hinein in die Sicherheit. Der natürliche Vorhang hielt fest zusammen, niemand würde es erreichen können, der Wall aus sich überkreuzendem Grün und Braun behütete es. Die Flora reichte sich die Hände, zum Schutz der Schutzlosen.

Warum können wir Menschen das nicht leisten? Fragte sie sich.

Uns an er Hand fassen, die Arme überkreuzen, zusammenhalten – im wahrsten Sinn des Wortes. Die Not erkennen, die Lücke freigeben, durchlässig werden, schließen, schützen.

Das Dickicht musste nicht gebeten werden, auch nicht überzeugt oder durch Gesetze gezwungen, es lag ganz einfach in der Natur der Sache.

Und liegt es denn dann nicht auch in unserer Natur?

Vielleicht müssen wir dieses Stück innere Flora nur wieder freilegen. Möglicherweise ist es vergraben unter den Sorgen um die eigene Zukunft, dem letzten Kontostand, liegt zwischen geplatzen Träumen eingezwängt.

Aber es ist da - das Häschen würde sich bis dahin durchkämpfen.

Zusammenhalten

von: Bernhard Ehlert

Stellt euch mal vor. Damals, in der guten alten Steinzeit im

Neandertal oder wo auch immer auf der Welt war Birkenpech der Klebstoff. Damit befestigten unsere Vorfahren Federn und Knochenspitzen an ihre Jagdpfeile oder Klingen aus Feuerstein in Holzgriffe. Mit diesen Messern schnitten sie wildes Gemüse und Fleisch aus Sammel- und Jagdbeute für ihre Mahlzeiten und Grillabende. Unsere Ahnen waren richtig gut damals. Technisch und zwischenmenschlich. Zusammenhalt war nicht nur dahergesagt, sondern auch absolut lebensnotwendig. Sie jagten und lebten zusammen, in Gruppen oder kleinen Familienverbänden. Oh, sie waren sehr fürsorglich untereinander, teilten alles, fühlten miteinander bis zum Tod und darüber hinaus. Das weiß man aus Funden. Es war damals nicht viel anders als heute. Harte Arbeit und danach Freizeitvergnügen wie Literatur, natürlich mündlich überliefert, Familie, Nachwuchserziehung inklusive Weitergabe von Wissen. Soziales Miteinander fördert Kunst und Kultur. Die wunderbaren Felsmalereien, die unsere Vorfahren auf Höhlenwände gemalt haben, zeugen davon. Vor allen Dingen Tiere und Jagdszenen. Das Kino von damals.

Veränderungen kündigten sich an.

Die Jäger kamen zurück. Schalk, der Anführer, stellte seinen Speer in die Ecke, steckte seine Hände ins Fell und sagte kleinlaut:

„Heute keine Beute“. Seine Frau Bra sah ihn verständnislos an.

„Wieso nicht? Du bist doch ein guter Jäger“. Schalk zuckte mit den Schultern. Grau, sein bester Kumpel, erzählte etwas von anderen, fremden Jägern, mit langen Pfeilen, die alles leergejagt hätten. Und Gro wusste zu berichten, dass die Fremden in die Höhle gegenüber auf der anderen Flussseite eingezogen waren. Bra und die anderen Frauen schauten in der Kühlhöhle nach, wie es mit den Vorräten aussah. „Für ein paar Tage reicht es noch, aber dann wird es eng,“ meinte Bra. Die anderen nickten. Schalk dachte nach und kam zu dem Schluss, dass etwas geschehen müsse. Abends saßen sie am

Feuer, kauten auf ihrem Essen herum und grummelten ärgerlich. „Da kommen die Fremden und nehmen uns die Beute vor der Nase weg. Das geht doch nicht. Das sind unsere Jagdgründe.“ „Boh ey, genau, da kommt Zorn in mir auf,“ sagte Grau. „Wir sollten sie dahin vertreiben, wo sie hergekommen sind.“ Es wurde laut in der Höhle.

Die Kinder tobten noch ein wenig herum und erzählten begeistert, dass sie ein neues Spiel gelernt hatten. In der Höhle gegenüber bei den Kindern der anderen.

„Ihr wart bei den Fremden?“, stutzte Schalk, „Wie, warum das denn?“ Die Kinder sagten begeistert:

„Wir haben sie am Waldrand getroffen und zusammen gespielt. Die sind sehr nett und haben uns mitgenommen und gezeigt wie sie wohnen. Sie kommen von ganz weit her. Hinter den Bergen und über das Meer. Es gab auch zu essen und zu trinken, so aus Früchten. Das war lecker, richtig lecker. Und sie haben uns etwas

geschenkt. Zum Jagen.“ Bengel, der älteste, zeigte einen langen Pfeil, den er aus der Ecke holte.

„Hier, den legt man an diesen Wurfarm und schleudert ihn.

Dann fliegt der Pfeil sehr weit. Viel weiter als ein Speer.“ Er zeigte, wie man ihn halten musste. Die Männer staunten nicht schlecht. Lara, eines der Mädchen, zeigte ein Haarband, das sie geschenkt bekommen hatte. Eine sehr schöne Arbeit, fanden alle. Schalk sah in die Runde.

„Wir scheinen uns einig? Morgen gehen wir rüber und begrüßen sie. Ich glaube, wir können voneinander lernen!“

Genau so könnte es doch stattgefunden haben. Das ist zwar schon lange her, aber damals hat es einen Austausch gegeben. An Wissen zum Beispiel. Das bedeutete Innovation. Und das brachte unsere Vorfahren weiter, in allen Bereichen. Sowohl technisch als auch auf dem Gebiet der Ernährung. Eines Tages kamen Menschen und ließen sich hier nieder. Und sie brachten etwas Neues mit. Nämlich die Fähigkeit, Bier zu brauen. Noch heute sitzen Menschen zusammen, prostern sich zu. Und manchmal singen sie zusammen unseren Stammbaum von den Bläck Fööss.

„Su simmer all he hinjekumme!“

Hallo Oma Carola!

von Willi Boldt

Hallo Oma Carola!
Fährst du immer noch
im Hühnerstall Motorrad.
Dann denke auch an den Opa
Und nimm ihn mit
Bleibe weiter mit ihm
Im Hühnerstall. Denn draußen
Lauert „Corona“ überall
Opa wird gefragt
Wie geht es dir?
so adäquat!
Ich bleibe mit der Oma
im Hühnerstall und fahre
mit ihr weiter auf dem Motorrad.
Denn „Corona“ lauert
Ja immer noch überall.
Aber jetzt hört man von überall
Corona hat man jetzt im Griff.
Darum hol ich jetzt die Oma
aus dem Hühnerstall
und fahr mit ihr ab jetzt mit dem Schiff.



Stadt Köln

Die Oberbürgermeisterin

Amt für Weiterbildung / Volkshochschule

Gestaltung
Amt für Weiterbildung

Bildnachweis
Adobe Stock

Amt für Weiterbildung/05.2025